

Georg Markus

Kriminalfall

MAYERLING

Leben und Sterben der Mary Vetsera



*Mit den neuen
Gutachten nach
dem Grabraub*

Dieses Buch schildert zwei der aufsehenerregendsten Kriminalaffären aller Zeiten. Obwohl zwischen den beiden Fällen mehr als hundert Jahre liegen, sind sie untrennbar miteinander verbunden: Im Jänner 1889 werden auf Schloß Mayerling die Leichen des österreichischen Kronprinzen Rudolf und der Baroness Mary Vetsera aufgefunden. Und im Dezember 1992 geht die Meldung um die Welt, daß die Gebeine der Geliebten des Thronfolgers aus ihrem Grab in der Nähe von Wien gestohlen wurden.

Jahrzehntelang hatten Ärzte und Historiker das Rätsel von Mayerling zu lösen versucht. Ein österreichischer »Hobbyforscher« glaubte die Affäre auf seine Weise klären zu müssen: Er öffnete bei Nacht und Nebel die Gruft der Baroness Vetsera, stahl deren Gebeine und ließ sie von Gerichtsmedizinern und anderen Gutachtern untersuchen.

Georg Markus ist der Mann, der den Grabraub aufdeckte: Der bekannte Wiener Schriftsteller und Journalist erstattete bei der Polizei Anzeige, als er von dem Fall erfahren hatte. Und seine Exklusivberichte von diesem aufsehenerregenden Diebstahl gingen um die Welt. Seine Berichterstattung war es schließlich, die zur raschen Aufklärung des Kriminalfalles führte.

In diesem Buch erzählt der Autor den spannenden Hintergrund der beiden Kriminalaffären: Aufgrund zum Teil bisher unveröffentlichter Dokumente und Geheimberichte erfahren wir, wie der Sohn des österreichischen Kaisers Franz Joseph tatsächlich ums Leben kam. Auch ein (indirekter) Blick in eine ominöse Geheimschatulle, die Familienoberhaupt Otto von Habsburg im Jahre 1985 übergeben wurde, spielt bei der Klärung des Rätsels von Mayerling in diesem Buch eine wichtige Rolle. Als nicht weniger spannend

erweisen sich die Kapitel über den Raub der Gebeine Mary Vetseras aus ihrem Grab.

Die von Markus aufgedeckte Affäre bringt sensationelle Ergebnisse für die Geschichts- und Medizin-Forschung: Erst nach dem Grabraub kann geklärt werden, wie Mary Vetsera wirklich starb.

In diesem Buch werden die neuesten Gutachten der Ärzte und anderer Wissenschaftler veröffentlicht, die das Skelett, die Haare, Kleider und Schuhe der Baroness untersuchten. Und die ersten Ergebnisse stehen fest: Es gibt keine Zweifel an der Identität der Toten - es ist tatsächlich Mary Vetsera, deren Skelett nach der polizeilichen Anzeige durch Georg Markus beschlagnahmt und dem Gerichtsmedizinischen Institut der Universität Wien übergeben werden konnte. Und: Auch an der Todesursache gibt es praktisch keinen Zweifel mehr: Mary Vetsera starb - entgegen ersten Vermutungen - durch einen Schuß in den Schädel. Der Täter war Kronprinz Rudolf.

Der Autor:

Georg Markus, bekannter Zeitungskolumnist und Schriftsteller, lebt in Wien, wo er sich als Autor großer Biographien - darunter über Sigmund Freud - einen Namen machte. Daneben veröffentlichte er Bücher über bedeutende Künstler wie Hans Moser, Paul Hörbiger, Karl Farkas. Für Aufsehen sorgten seine Bücher »Der Fall Redl« und »Katharina Schratt, die heimliche Frau des Kaisers«. Die Bücher von Georg Markus wurden ins Französische, Italienische, Spanische, Polnische, Tschechische, Ungarische und Japanische übersetzt. Er ist Autor zahlreicher Fernsehserien und -dokumentationen und schreibt in seiner wöchentlichen Kolumne »Zwischen gestern und heute« in der »Kronen Zeitung« über zeitgeschichtliche Themen.

Georg Markus

Kriminalfall MAYERLING

Leben und Sterben der Mary Vetsera

*Mit den neuen Gutachten
nach dem Grabraub*

Amalthea

Bildnachweis:

*Andi Schiel (9), Martin A. Jöchl, Peter Tomschi, Gerhard Kunze,
Österreichische Nationalbibliothek (11), Privat*

DIESES EBOOK
IST NICHT FÜR
DEN VERKAUF
BESTIMMT

© 1993 by Amalthea Verlag Ges.m.b.H.
Wien, München
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzel
Umschlagmotiv: Stiftung Preußischer Kulturbesitz/E. Hohenlohe
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Gesetzt aus 10/12 Palatino
Druck: Jos. C. Huber KG, Dießen
Binden: Thomas Buchbinderei, Augsburg
Printed in Germany
ISBN 3-85002-343-5

Inhalt

<i>»Ich bin im Besitz des Skeletts der Mary Vetsera«</i>	11
Ein eigenartiges Rendezvous	
<i>»Es fielen nur zwei wohlgezielte Schüsse«</i>	16
Die Nacht von Mayerling	
<i>Alter: 18 Jahre, Größe: 162 cm, seit 100 Jahren tot</i>	23
Auffallende Parallelen	
<i>Marys Totenschädel auf meinem Schreibtisch</i>	31
Professor Bankl wird beigezogen	
<i>»Ich muß alles tun, was er von mir verlangt«</i>	39
Das kurze Leben der Mary Vetsera	
<i>»Das Grab ist leer!«</i>	52
Keine zweiten »Hitler-Tagebücher«	
<i>Flatzelsteiners Geständnis</i>	61
... und der Medienkrieg	
<i>Ein Prinz mit vielen Talenten</i>	70
Das Leben des Thronfolgers	
<i>Ein Ratschlag aus der Kapuzinergruft</i>	86
»Operation Hamlet« und das Mayerling-Syndrom	
<i>Von Hebammen und dunklen Mächten</i>	91
Zwei Versionen: Abtreibung und Mord	
<i>»Er müsse sterben, weil er getötet habe«</i>	101
Ein indirekter Blick in Ottos Schatulle	
<i>Der Schädel: »Zur Frage eines Schusses ...«</i>	110
Die neuen Gutachten nach dem Grabraub	

»Keine Gefahr, daß Rudolf ein Musteratte würde«	119
Der Kronprinz und die Frauen	
»Er war moderner als die meisten Habsburger«.....	133
Besuch bei Rudolfs Urenkel	
<i>Ein merkwürdiger Jagdunfall</i>	136
Wollte Rudolf den Kaiser töten?	
<i>Rudolf und die Schrammeln</i>	141
Der Kronprinz schreibt Wienerlieder	
<i>Der Thronfolger in Geldnöten</i>	149
Rudolfs Freundschaft mit Baron Hirsch	
<i>Ein neues Schloß an der Kapuzinergruft?</i>	153
Herr Flatzelsteiner am Burgtheater	
»Dann kommen wieder förmliche Krämpfe«.....	157
Rudolfs Krankheiten	
»Nicht würdig, mein Nachfolger zu werden«	166
Der Weg nach Mayerling	
»Totenbeschau« durch den Kammerdiener	181
Der 30. Jänner 1889	
»Alles abgetan, Habrda«	187
Menschliche Schicksale - nach Mayerling	
<i>Kronprinz Rudolf als Textdichter</i>	205
Erstveröffentlichung seiner Wienerliedtexte	
<i>Quellenverzeichnis</i>	215

Vorwort

Das Wort »Kriminalfall« im Titel dieses Buches ist in zweifacher Weise zu verstehen. Kriminalfall Nummer eins ist Geschichte: der Tod des Kronprinzen Rudolf und der Baronesse Mary Vetsera 1889 im Jagdschloß von Mayerling.

Kriminalfall Nummer zwei handelt mehr als hundert Jahre danach: ein Möbelhändler vermeint, dem »Geheimnis von Mayerling« auf die Spur kommen zu müssen, öffnet ein Grab am Friedhof von Heiligenkreuz bei Wien und entwendet daraus die Gebeine der Geliebten des Thronfolgers.

Der Möbelhändler gibt sich als Käufer des Skeletts aus, geht zu Zeitungen und Fernsehanstalten, um die Story von der gestohlenen Mary Vetsera anzubieten. Keiner nimmt ihn ernst, zu verrückt erscheint die Geschichte. Als er am 1. Dezember 1992 zu mir kommt, kann auch ich ihm das Ganze zunächst nicht glauben. Ich prüfe die Sache dennoch und gelange nach dreiwöchiger Recherche zur Ansicht, daß der Kaufmann aus Linz an der Donau tatsächlich im »Besitz« des Skeletts der Mary Vetsera sein dürfte. Ich erstatte im Wiener Sicherheitsbüro Anzeige wegen vermuteten Grabraubes, worauf das in einer Wiener

Speditionsfirma deponierte Skelett von der Polizei sichergestellt wird.

Ich schreibe die Geschichte für meine Zeitung nieder, und sie geht um die Welt. Verbreitet natürlich auch von jenen Medien, die sie für so absurd hielten, daß sie vorerst nichts davon wissen wollten.

Seit damals ist einiges passiert. Das Grab wurde nach der von mir erstatteten Anzeige im Auftrag der Staatsanwaltschaft Wien geöffnet: Es war leer!

Der nächste Schritt erfolgte im Februar 1993. Gerichtsmediziner begannen mit der Untersuchung und Analyse des in der Gruft vorgefundenen Skeletts, des Schädelns, der Haare, Kleider und Schuhe. Und es gibt erste Ergebnisse: An der Identität des »Fundes« besteht kein Zweifel mehr, die Gebeine sind die der Mary Vetsera.

Und auch ihr Tod kann bei Erscheinen dieses Buches - und noch vor Abschluß der gerichtsmedizinischen Untersuchungen - als geklärt angesehen werden. Entgegen ersten Vermutungen, die nach der gerichtlichen Beschlagnahme des Skeletts geäußert wurden, steht heute praktisch fest, daß Mary Vetsera durch einen Schuß in den Schädel getötet wurde.

Dieses Buch ist eine Mischung aus historischer Aufarbeitung der Geschehnisse von Mayerling, aktuellem Kriminalfall, eigenem Erleben des Autors und ersten medizinischen Schlüssen, die nach dem Grabraub gezogen werden können.

Seit mehr als hundert Jahren wird über das Geheimnis von Mayerling gerätselt, gesprochen, geschrieben. Wir können heute erstmals ziemlich genau rekonstruieren, wie die Baronesse Vetsera gestorben ist. Dieses Buch will dazu beitragen, die Tragödie um diese wichtige Facette zu entschlüsseln.

Wien, im März 1993

GEORG MARKUS

Mein besonderer Dank gilt den Universitätsprofessoren Dr. Hans Bankl (Facharzt für Pathologische Anatomie) und Dr. Georg Bauer (Chef des Gerichtsmedizinischen Instituts Wien), die mir freundlicherweise für Auskünfte und Informationen in medizinischen Fragen zur Verfügung standen. Für die Überlassung der ersten Gutachten, die sie nach dem Raub der Gebeine Mary Vetseras erstellten, danke ich Prof. Dr. Johann Szilvássy (Anthropologe, Wien), Prof. Dr. Klaus Jarosch (Gerichtsmediziner, Linz), Dr. Michael Stolz (Facharzt für Zahnheilkunde, Linz), Prof. Dr. Annemarie Bönsch (Institut für Kostümkunde an der Hochschule für angewandte Kunst, Wien). Im besonderen danke ich auch Dr. Peter Broucek (Kriegsarchiv, Wien), Dr. Alfred Boran, Dr. Otto Habsburg sowie Ghislaine und Guillaume Windisch-Graetz.

»Ich bin im Besitz des Skeletts der Mary Vetsera«

EIN EIGENARTIGES RENDEZVOUS

Der Herr, der mir an diesem 1. Dezember entgegentrat, war weißhaarig, nicht sehr groß, Mitte fünfzig, braungebrannt. Man hätte ihn für einen Oberamtsrat halten können, für einen Vertreter in der Automobilbranche. Oder auch für einen Möbelhändler. Nichts Außergewöhnliches war an ihm, er fiel weder durch besonderes Charisma auf, noch wirkte er unsympathisch oder gar verrückt. Ein unauffälliger Zeitgenosse, ein Durchschnittsbürger.

Überhaupt nicht durchschnittlich freilich war die Geschichte, die er mir zu erzählen hatte.

Ich war ja bereits vorgewarnt. Der gute Mann hatte mich in der Woche vor diesem Treffen in der Redaktion angerufen. Von einer »historischen Sensation« wollte er mir berichten, einer Geschichte, die um die Welt gehen würde. Irgendwie hatte er auch den Namen Mary Vetsera erwähnt, und - das alles klang recht wirr - auch von einem Skelett war die Rede.

Ich weiß nicht, welcher Teufel mich geritten hatte, daß ich mich tatsächlich mit dem Mann traf. Ich hatte gerade erst ein Buch fertiggeschrieben; hätte er ein paar Tage früher bei mir angerufen, es wäre zu dem Treffen nicht gekommen, ich hätte

gar keine Zeit gehabt. Verrückte rufen, weiß Gott, immer wieder an in Zeitungsredaktionen. Würde man jeden treffen - man käme nicht zum Schreiben.

Kurz und gut: Um ein Haar wär's zu dem Treffen gar nicht gekommen. Und ich hätte in diesem Fall die Story meines Lebens versäumt. Ich hätte sie ebenso versäumt wie die Journalistenkollegen vom Österreichischen Fernsehen, von der »Bunten Illustrierten«, vom Magazin »News«, von RTL-Plus, von einer deutschen und auch von einer österreichischen Presseagentur, die er alle schon kontaktiert hatte.

Sie alle hielten den Mann für das, wofür auch ich ihn hielt, als ich mit ihm zum ersten Mal telefonierte - für einen Verrückten. Mit dem einen Unterschied: Ich traf ihn trotzdem.

Bei diesem ersten Telefongespräch hatten wir einen Termin vereinbart, er möge doch ins Wiener Pressehaus kommen, in meine Redaktion, schlug ich ihm vor. In ein Restaurant oder sonstwohin fahren - das wär's mir nicht wert gewesen. Aber ein kurzes Gespräch bei mir im Büro - von mir aus.

Glücklicherweise hatte ich mir seine Telefonnummer notiert, eine Telefonnummer in Linz an der Donau. Glücklicherweise, denn ich mußte den Termin, den ich für so sinnlos hielt, verlegen. Von der Redaktion ins Hotel President in der Wallgasse, in der Wiener Vorstadt.

Ich sollte an diesem 1. Dezember, wie sich inzwischen ergeben hatte, ein Gespräch mit Peter Weck, dem Schauspieler, Regisseur und Intendanten, führen. Eine Fernsehsendung war geplant aus Anlaß seines Abschieds als Theaterdirektor. Ich sollte das Drehbuch schreiben, Treffpunkt Raimundtheater, eine der von ihm geleiteten Bühnen.

Ich rief Herrn ... den Namen konnte ich mir beim besten Willen nicht merken -, den Herrn jedenfalls mit der Mary Vetsera-Geschichte in Linz an und bestellte ihn ins Hotel President, vis-à-vis vom Raimundtheater.

Eine halbe Stunde Verspätung, die Besprechung mit Peter Weck und dem Fernsehteam hatte, wie immer in solchen Fällen, länger gedauert als geplant. Der Mann aus Linz hätte die Geduld verlieren können, hätte davonlaufen können, aber nein, er saß da in der schmucklosen Hotelhalle und wartete, extra angereist mit der Bahn, vor sich eine Tasse Kaffee. Neben ihm ein rotbrauner Lederkoffer.

»Latzelsteiner« steht in meinem Kalender, ich hab' jetzt noch einmal nachgeschaut, als Eintragung vom 1. Dezember 1992, 15.30 Uhr. Wie gesagt, es ist ein bißchen später geworden, nach vier war's.

Es war nur ein einziger Mann da, Verwechslung hätte es keine geben können. »Ich habe nicht viel Zeit«, entschuldigte ich mich. Verärgert war ich sowieso schon. Wozu der Zeitaufwand? Drei Reportagen habe ich halbfertig in der Redaktion liegen, an der Peter Weck-Sendung ist noch viel zu machen, Musical- und Filmausschnitte aussuchen, die wir zwischen die Interview-Blöcke einblenden wollten ... Und ich sitz' da mit diesem Latzelsteiner.

»Flatzelsteiner.« Der Mann gab mir seine Karte. Helmut Flatzelsteiner, nicht Latzelsteiner also. Kein großer Unterschied, dachte ich mir. Tatsächlich: Er hatte ein Möbelgeschäft.

»Also, rasch, bitte. Worum geht's?«

»Ich habe schon angedeutet, bei unserem Telefongespräch, es geht um eine Sensation. Eine Geschichte, das können Sie mir

glauben, Herr Markus, ich kenne Ihre Bücher und Ihre historischen Reportagen, das ist eine Geschichte für Sie ...«

»Zur Sache, Herr Flatzelsteiner.«

»Ich bin im Besitz des Skeletts der Mary Vetsera.«

Ich Idiot, vergeude hier meine Zeit.

Herr Flatzelsteiner ließ sich nach dieser Offenbarung genüßlich in seinen Lederfauteuil zurückfallen. Er dachte wohl, ich würde sofort meinen Bleistift zücken und jedes Wort mitschreiben. Ausgerechnet diesen Schwachsinn! Der Kellner servierte mir ein Glas Mineralwasser.

Ich dachte nicht ans Mitschreiben. Ich dachte an Termine, die ich in den kommenden Tagen haben würde, Interviews mit Kardinal König, dem berühmten Arzt Karl Fellinger, dem Kabarettisten Hugo Wiener, dem unverwüstlichen Johannes Heesters - ich wollte eine Story über diese vier Herren schreiben, die - jeder einzelne von ihnen 88 Jahre alt - mitten im Berufsleben stehen. Mit 88! Ich freute mich auf die Gespräche mit diesen vier in jeder Beziehung bewundernswerten Herren.

Und ich sitz' da und höre mir die idiotische Geschichte von den gestohlenen Gebeinen der Geliebten des Kronprinzen Rudolf an.

Flatzelsteiner fuhr unverdrossen fort: »Ich biete Ihrer Zeitung die Story an. Über den Preis werden wir uns einigen.«

Ja, ja, natürlich. Aber bitte sehr, jetzt bin ich schon einmal da. Die zehn Minuten werde ich noch verkraften. »Herr Flatzelsteiner, wer sagt mir, daß an der Geschichte, die Sie mir da erzählen, irgend etwas dran ist? Das klingt doch reichlich unglaublich, was Sie mir da sagen, geben Sie's zu!«

Flatzelsteiner gab zu.

Und öffnete seinen roten Aktenkoffer, um ihm zwei Kunststoffmappen zu entnehmen. Eine braune mit der Aufschrift »Fantasia« und eine weiße, ohne nähere Bezeichnung. Mappen offensichtlich von irgendwelchen Möbelkollektionen, von denen dieser sonderbare Herr vielleicht etwas verstehen mochte.

Aber was hatte er mit österreichischer Geschichte zu tun? Was wollte er von einer Tragödie dieser historischen Dimension wissen? Was wollte Herr Flatzelsteiner mit Mayerling?

»Es fielen nur zwei wohlgezielte Schüsse«

DIE NACHT VON MAYERLING

Der 30. Jänner 1889 löst in aller Welt unbeschreibliches Entsetzen aus. Kronprinz Rudolf, der als künftiger Monarch Österreich-Ungarns dazu ausersehen war, die Geschicke eines riesigen Reiches zu lenken, ist in seinem Jagdschloß in Mayerling bei Wien auf mysteriöse Weise verstorben. Viel mehr wird vorerst nicht bekannt gegeben, weder von Gewalteinwirkung ist in den ersten Meldungen die Rede, noch erfährt man etwas von einer zweiten Leiche.

Der Kammerdiener Johann Loschek erstarrt an diesem eiskalten Wintermorgen vor Schreck, als er im Schlafzimmer seines Herrn zwei Tote entdeckt: Erzherzog Rudolf, den dreißigjährigen Sohn des Kaisers von Österreich, und Mary Vetsera, die noch nicht achtzehnjährige Tochter eines Diplomaten.

Der Diener wird später die Stunden vor und nach der Tat so schildern: »Spät abends war es, als wir alle schlafen gingen. Für Rudolf und Mary gab es aber keinen Schlaf mehr. Ich schlief wie gewöhnlich im Nebenzimmer, und Rudolf sagte mir beim schlafen gehen: ›Sie dürfen niemand zu mir lassen, und wenn es der Kaiser ist!‹ Vetsera erwartete Rudolf im Zimmer, wo sie auch das letzte Nachtmahl eingenommen hatte. Ich hörte die ganze Nacht über Rudolf und Vetsera in

sehr ernstem Tone sprechen. Verstehen konnte ich es nicht. Um 6.10 Uhr früh kam Rudolf ganz vollständig angezogen zu mir in das Zimmer heraus und befahl mir, (die Pferde) einspannen zu lassen. Ich war noch nicht im Hofe draußen, als ich 2 Detonationen hörte, ich lief sofort zurück, der Pulvergeruch kam mir entgegen, ich stürmte zum Schlafzimmer, doch es war entgegen der Gewohnheit - sonst sperrte Rudolf das Zimmer nie ab - abgesperrt. Was nun machen, ich holte sofort Graf Hoyos (den Jagdfreund des Kronprinzen, Anm.), und mit einem Hammer bewaffnet schlug ich die Türfüllung ein, so daß ich gerade mit der Hand hineinkonnte, um die Tür von innen aufzusperren. Welch grauenhafter Anblick - Rudolf lag entseelt auf seinem Bette angezogen, Mary Vetsera ebenfalls auf ihrem Bette vollständig angekleidet. Rudolfs Armeerevolver lag neben ihm. Beide hatten sich überhaupt nicht schlafen gelegt. Beiden hing der Kopf herunter. Gleich beim ersten Anblick konnte man sehen, daß Rudolf zuerst Mary Vetsera erschossen hatte und dann sich selbst entleibte. Es fielen nur zwei wohlgezielte Schüsse. Die Anwesenheit einer dritten Person sowie daß Glasscherben im Kopfe Rudolfs steckten, ist wie so vieles über Rudolfs Tod frei erfunden ...«

Auf dem Nachtkästchen des Kronprinzen lag ein Zettel, auf dem die Worte standen: »Lieber Loschek! Holen Sie einen Geistlichen und lassen Sie uns in einem gemeinsamen Grabe in Heiligenkreuz beisetzen. Die Pretiosen von meiner teuren Mary nebst Brief von ihr überbringen Sie der Mutter Marys. Ich danke Ihnen für Ihre jederzeit so treuen und aufopferungsvollen Dienste während der vielen Jahre, welche Sie bei mir dienten. Den Brief an meine Frau lassen Sie ihr auf

kürzestem Wege zukommen. Rudolf.«

Als er die Worte gelesen hatte, brach Loschek zusammen. »Ich kniete nieder, meinen Kopf auf Rudolfs Arm legend, und weinte bitterlich ... Denselben Tag noch brachten wir die Leiche Rudolfs nach Baden, wo wir zirka um 9 Uhr abends ankamen. Lakaien trugen den Sarg in einen Salonwagen, und nur (der kaiserliche Leibarzt, Anm.) Dr. Widerhofer und ich begleiteten unseren guten Herrn nach Wien.«

Diese Zeilen, die der inzwischen dreiundachtzigjährige Kammerdiener 1928, fast vierzig Jahre nach Mayerling, seinem Sohn diktierte, gelten als einzige direkte Zeugenaussage vom Ort des Geschehens. Freilich wird auch ihre Glaubwürdigkeit von Historikern zumindest teilweise angezweifelt. Es gilt nämlich als erwiesen, daß die Tür zum Schlafzimmer des Kronprinzen nicht »sofort«, sondern erst zwei Stunden nach der Tat aufgebrochen wurde, und daß Mary zum Zeitpunkt ihres Todes keineswegs bekleidet war. Sie hatte ihr engsitzendes, olivgrünes Kostüm mit den schwarzen Verschnürungen im Laufe der Nacht abgestreift. Auch der dunkelrote Filzhut mit den Straußfedern, die Boa und der Schleier lagen verstreut auf den Fauteuils des Schlafzimmers herum. Und ihre Schuhe standen neben dem Bett.

Das vielzitierte »Rätsel von Mayerling« konnte ein ganzes Jahrhundert lang vor allem deshalb nicht gelöst werden, weil der Tod des Kronprinzen Rudolf und vor allem der der Baronesse Mary Vetsera - im Gegensatz zu jedem anderen Kriminalfall - nie ernsthaft untersucht wurden. Und die wenigen Untersuchungen, die es gab, wurden vom Kaiserhaus vertuscht, verfälscht, manipuliert.

Anders wären auch diese eklatanten, nie aufgeklärten Widersprüche nicht denkbar:

1. Loschek behauptete, unmittelbar nach 6.10 Uhr, als er die Schüsse hörte, den Grafen Hoyos verständigt zu haben. Hoyos hingegen gab an, daß er erst um acht Uhr gerufen wurde.
2. Der Kammerdiener berichtete dem Grafen Hoyos, Rudolf und Mary seien durch Zyankali gestorben. Wie kann er dann zwei Detonationen gehört haben?
3. Graf Hoyos fuhr per Bahn nach Wien, um den Kaiser über die Tragödie zu informieren. Während er am Bahnhof von Baden mit dem Hinweis »der Kronprinz hat sich erschossen« einen Eilzug anhalten ließ, meldete er dem Kaiser sechzig Minuten später, Rudolf sei von der Baronesse Vetsera vergiftet worden.

Die Öffentlichkeit erfährt unmittelbar nach der Tat weder die eine noch die andere Version. In der amtlichen »Wiener Zeitung« vom 31. Jänner 1889 ist von einem »Herzschlag« des Kronprinzen die Rede. Doch trotz strenger Zensurmaßnahmen ist die manipulierte Meldung nicht lange aufrechtzuhalten.

Gerade weil Zeitungen, die gegen die »offizielle Version« schreiben, beschlagnahmt werden, kursieren in allen Teilen der Monarchie die wildesten Gerüchte: Von einer Orgie ist die Rede, bei der Rudolf mit einer Champagnerflasche erschlagen wurde. Man munkelt von einem Jagdunfall und von einem eifersüchtigen Förster, der Rudolf niederschoß, weil der Thronfolger dessen Frau verführt hätte. Andere wissen, daß

Rudolf nach einem Sturz vom Pferd unter so starken Kopfschmerzen litt, daß er sich aus diesem Grund das Leben nahm. Politisch geraten der deutsche Reichskanzler Bismarck, der Franzose Georges Clemenceau, »die Freimaurer«, »die Juden« und »die Ungarn« in Verdacht. Letztere, weil der Kronprinz die angeblich bereits angenommene Stephanskronen zurückgewiesen habe.

Nach wenigen Tagen schon taucht - über Meldungen in ausländischen Zeitungen - der hierzulande nirgendwo genannte Name Mary Vetsera auf. Und auch in diesem Zusammenhang werden etliche Versionen in die Welt gesetzt: Sie habe ihn erschossen, er habe sie erschossen. Sie habe ihm den Penis abgeschnitten, worauf er sie erwürgte. Marys Onkeln seien durch ein Fenster in Rudolfs Schlafzimmer eingestiegen, um den Kronprinzen, weil er ihre kleine Nichte geschwängert habe, zu erschlagen. Schließlich gab es auch noch das Gerücht, Mary und Rudolf seien gar nicht tot, sondern nach Amerika geflüchtet; der Kronprinz wurde aber auch - diesmal allein - in Mailand gesichtet, und man habe den Leichnam eines Unbekannten in sein Bett in Mayerling gelegt. Insgesamt waren rund dreißig Versionen in Umlauf.

Um dem Sohn des Kaisers die kirchliche Einsegnung in der Kapuzinergruft zu ermöglichen, wird schließlich »Selbstmord im Zustande der Geistesverwirrung« verlautbart.

Mary Vetsera bleibt tabu. Einzig das »Neue Wiener Tagblatt« beruft sich am 5. Februar 1889 auf ein im Ausland kursierendes Gerücht, wonach Kronprinz Rudolf in Mayerling aus unglücklicher Liebe mit einer Dame der Gesellschaft Selbstmord begangen habe. Kein Name, keine weiteren Andeutungen, nichts. Die Baronesse Vetsera wird

Wiener Zeitung.

Nr. 26.

Dienstag, den 31. Jänner

1889.

Rumäniener Brief.

Seine k. und k. Hoheit der durchlauchtigste
Kronprinz Erzherzog Rudolph ist gestern, den
30. d. Ms., zwischen 7 und 8 Uhr früh in
seinem Jagdschlosse in Mayerling bei Baden, am
Herzschlag plötzlich verschieden.

»Am Herzschlag plötzlich verschieden«: Verwirrung durch die erste offizielle Meldung.

totgeschwiegen. Und das fast dreißig Jahre lang, bis zum Zusammenbruch der Monarchie im November 1918. Obwohl schon am 31. Jänner 1889 ein Totenprotokoll angefertigt worden war, dem zu entnehmen ist, daß »im Schlosse weiland Seiner k. u. k. Hoheit, des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzogs Rudolf zu Mayerling ... ein weiblicher Leichnam

aufgefunden wurde. Der Herr Leibarzt Dr. Auchenthaler constatirt zweifellos Selbstmord mittels Schußwaffe. An dem linken Stirnwandbeine befindet sich ein 5 cm langer, 3 cm breiter lappiger Substanzverlust der Haut, in dessen Umgebung die Haare versengt sind; es ist dies also die Eintrittsöffnung des Projektils. Der Schußkanal geht quer durch das Gehirn und endet 2 cm oberhalb dem äußen rechten Gehörgang ... Die Knochen um Ein- und Ausschuß sind ringsherum zersplittert, ebenso auch die Schädeldecke.« Die Angaben des Leibarztes Dr. Franz Auchenthaler sind, was den rein medizinischen Teil betrifft, durchaus glaubwürdig. Das Wort »Selbstmord« im Zusammenhang mit Mary Vetsera läßt das Totenprotokoll dennoch als Farce erscheinen. Es war nur eingesetzt worden, um die ehestmögliche Bestattung des Leichnams der Baronesse ohne gerichtliche Erhebungen zu ermöglichen. Denn bei einer solchen Untersuchung - die unter normalen Umständen durch Kriminalbeamte und einen Polizeiarzt eingeleitet worden wäre - hätte man den Sohn des Kaisers unzweifelhaft als Täter überführt.

Die Behörden wußten das alles natürlich von Anfang an. Notierte doch Polizeipräsident Baron Franz Krauss schon 24 Stunden nach der Tat: »... es ist nämlich nicht eine Vergiftung erfolgt, sondern es hat scheinbar der Kronprinz zuerst die Vetsera, dann sich selbst erschossen.« Erfahrene Kriminalisten hätten das ganz leicht nachweisen können; Marys Verletzung »an dem linken Stirnwandbeine« ist der Beweis: Die Vetsera war Rechtshänderin!

**Alter: 18 Jahre,
Größe: 162 cm, seit 100 Jahren tot**

AUFFALLENDE PARALLELEN

Der Tod des Kronprinzen von Österreich. Der Tod eines Mannes, dessen zukünftiger Regentschaft Millionen Menschen hoffnungsvoll entgegenblickt hatten. Und der gleichzeitige Tod Mary Vetseras - eines der aufsehenerregendsten Kapitel in der sechshundertjährigen Geschichte des Habsburgerreiches. Und neben mir sitzt ein Herr Flatzelsteiner, der von sich behauptet, die Gebeine dieses Mädchens zu besitzen. Sie liegen in seinem Keller in Linz. Gerippe, Schädel, Kleider, Schuhe ... Er sah sich berufen, das »Rätsel von Mayerling« zu lösen. Was Generationen von Historikern, Ärzten und anderen Forschern nicht schafften, das wollte Herr Flatzelsteiner jetzt tun.

Der unauffällige Mann öffnete die eine der beiden Mappen, die braune, die mit der Aufschrift »Fantasia«. Ein paar Farbfotos fielen heraus, eines von einem Gerippe, eines von einem Totenkopf, Fotos vom Kleid, von den Schuhen ...

Schön und gut, er hatte ein Skelett fotografiert und alles, was dazugehörte. So etwas gibt es an Universitätsinstituten, jeder Medizinstudent hat dort Zutritt, vielleicht hat er einen Sohn, eine Tochter, was weiß denn ich ... Und was interessiert's mich?

Die weiße Mappe. Flatzelsteiner entnimmt ihr mehrere Gutachten. Echte Gutachten zweifellos, wie ich gleich

erkennen konnte. Mit Briefkopf, Signatur und Stampiglie. Institut für Gerichtliche Medizin der Universität Wien, steht auf dem einen. Unterschrift Universitätsprofessor Dr. Johann Szilvássy, ständig beeideter Sachverständiger. Dieselben Titel führt der nächste Sachverständige: Professor Dr. Klaus Jarosch, Linz. Und dann noch: ein Zahnarzt, das Österreichische Textilforschungsinstitut. Das Institut für Kostümkunde an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien. Wußte gar nicht, daß es sowsas gibt. Aber immerhin, vor mir lagen diese durchaus seriös wirkenden Unterlagen.

Das war aber auch schon alles, was hier seriös wirken konnte. Denn schon der ersten Seite des Gutachtens von Herrn Professor Szilvássy war zu entnehmen, daß es sich bei dem untersuchten Skelett um das der am 1. Mai 1889 verstorbenen 18jährigen ... nein, nicht der 18jährigen Mary Vetsera ..., sondern der 18jährigen Theresia Vindona handelte.

Herr Flatzelsteiner, sagte ich mit einem ungeduldigen Blick auf die Uhr, Herr Flatzelsteiner, was interessiert mich diese Theresia Vindona, die »angeblich durch eine Schußverletzung oder durch einen Messerstich« (Wortlaut im Szilvássy-Gutachten) verschieden sei. Ein tragischer Fall, zweifellos. Aber was, bitte sehr, was soll ich damit, nach mehr als hundert Jahren.

»Es hat diese Theresia Vindona nie gegeben«, zog mich Herr Flatzelsteiner ins Vertrauen. »Ich habe sie als meine Urgroßmutter ausgegeben. Ich konnte ja nicht sagen, daß es das Skelett der Mary Vetsera ist. Was glauben Sie, was da los gewesen wäre!«

Also, dem Gerichtsmediziner konnte er's nicht sagen. Mir schon. Wie komme ich dazu, mir meine Zeit stehlen zu lassen?

Kaum hatte ich Herrn Flatzelsteiner das Gutachten - weil es mich überhaupt nicht interessierte, wie jeder vernünftige Mensch verstehen wird - zurückgegeben, begann der Mann aus Linz aufgeregter darin zu blättern. Der zwar keineswegs verrückt wirkende Möbelhändler, der aber offensichtlich doch auch nicht ganz normal sein konnte, hatte wohl Angst (wie ich mir heute vorstellen kann), daß nach ORF, RTL, Bunte... und sonstwem schon wieder ein Journalist abspringen könnte, noch ehe er wußte, worum es hier wirklich ging.

Herr Flatzelsteiner blätterte vor zur Seite vier des Szilvássy-Gutachtens. »Zusammenfassung: Die erhobenen Befunde stimmen sehr gut mit den Angaben des Auftraggebers, Herrn Helmut Flatzelsteiner, überein. Beim untersuchten Skelett handelt es sich um das eines 18jährigen weiblichen Individuums mit einer Körperhöhe von ca. 162 cm. Die Liegezeit im Erdreich beträgt ca. 100 Jahre ...«

Den Fotos konnte ich entnehmen, daß besagtes Mädchen besonders lange Haare gehabt hatte (die waren noch vorhanden), daß seine Kleidung der einer jungen Dame »aus besseren Kreisen« entsprach. Ja, auf einer Detailaufnahme konnte man sogar, ein wenig blaß zwar, aber doch immer noch leserlich, das Schild des Geschäfts entziffern, in dem es gekauft worden war: »Josef Fischer, k. k. Hofschnneider, Schneider für Amazonen, engl. Herren- und Damen-Costume und Livreen, Wien L, Lobkowitzplatz I, Mezzanin.«

Für mich stand also fest: Mein Gegenüber war offensichtlich im Besitz eines Skeletts, das in seinem Auftrag gerichtsmedizinisch untersucht worden war. Es handelte sich um die sterblichen Überreste einer Frau, deren Merkmale auffallend mit allen mir bekannten der Baronesse Vetsera

übereinstimmten: Mary starb vor hundert Jahren, sie war achtzehn, hatte langes Haar und war von eher kleiner Statur. Und auch die Kleidung hätte der einer jungen Adeligen in der Ringstraßenära entsprechen können.

Dennoch: Die Geschichte war zu verrückt.

»Na, was sagen Sie?« fragte Flatzelsteiner.

Man muß vorsichtig sein mit solchen Leuten, wer weiß, vielleicht wird so einer noch aggressiv. Es war ja noch immer kein Mensch außer uns beiden in der Hotelhalle. Auch der Ober hatte sich längst zurückgezogen.

»Auffallende Parallelen«, sagte ich. »Aber wie kommen Sie darauf, daß es sich um die Gebeine der Vetsera handeln könnte. Theresia Vindona steht hier. Sonst gar nichts. Woher haben Sie denn die Gebeine?« fragte ich dennoch. Und war von mir selbst überrascht, daß ich dieser verrückten Sache offensichtlich doch nachgehen wollte.

»Ich hab' sie gekauft«, sagte Flatzelsteiner.

»Gekauft? Von wem denn?«

»Das ist eine längere Geschichte. Ich erzähl' sie Ihnen das nächste Mal. Nur so viel: Mary Vetsera wurde im Auftrag eines Aristokraten von zwei Burgenländern aus ihrer Gruft in Heiligenkreuz gestohlen. Der Aristokrat hat nicht bezahlt, da ›saßen‹ die beiden dann auf ihrem Skelett. Und haben's mir angeboten. Ich hab's gekauft. Um 30000 Schilling.«

O Gott, was für ein Unsinn! »Herr Flatzelsteiner, ich überleg's mir. Ich werde mich bei Ihnen melden.« Flatzelsteiner samt rotem Koffer fuhr per Bahn zurück nach Linz, ich im Auto in meine Wiener Wohnung.

Während der Fahrt überlegte ich: Wenn der Mann tatsächlich ein Skelett besitzt, das so vieles gemeinsam hat mit alldem, was man von Mary Vetsera weiß, dann ist's vielleicht wirklich das echte. Denn diese beiden angeblichen Burgenländer, oder wer immer das war, die hätten ja Hunderte Gräber öffnen müssen, bis sie ein Skelett fänden, das einem Mädchen gehörte, das vor hundert Jahren mit 18 starb, klein von Wuchs war, lange Haare hatte. Da wär's ja wirklich einfacher, die echte Mary Vetsera zu stehlen als so viele, auf die eben diese Personenbeschreibung paßte.

Beim Abschied hatte ich mir noch die Telefonnummer des Rechtsanwalts von Herrn Flatzelsteiner notiert. Dr. Johannes Worm, ebenfalls in Linz. Oje, dachte ich als erstes, wenn das ein Bruder ist vom Alfred Worm, dem »Profil«-Journalisten und »Skandal-Aufdecker der Nation«, und wenn an dieser Vetsera-Sache tatsächlich was dran ist, dann erfährt ja der Worm davon, und die Geschichte steht in seiner Zeitung.

Klar, daß die Story nur interessant ist, wenn man sie als erster und exklusiv hat. Aber vorerst war ja ohnehin noch keine Rede davon, daß an der Geschichte irgend etwas dran sein konnte.

Anruf bei Rechtsanwalt Dr. Worm in Linz. »Dieser Herr Flatzelsteiner, sagen Sie, Herr Doktor, was ist mit dem? Ist der in Ordnung? Ich meine ..., Sie verstehen ...?«

Dr. Worm wunderte sich. »Er ist ein seriöser Geschäftsmann. Was er macht, hat Hand und Fuß.«

»Und diese Geschichte mit der gestohlenen Mary Vetsera?«

»Ich kenne sie nur aus seinen Erzählungen. Aber wenn Herr Flatzelsteiner das sagt, dann ist was dran. Davon bin ich überzeugt.« Ein eventueller Vertrag über die exklusive

Berichterstattung sei mit ihm, Dr. Worm, auszuhandeln.

Spätabends blätterte ich noch in einer Mary Vetsera-Biografie. Tatsächlich, die Geliebte des Kronprinzen war mit den Kleidern begraben worden, die sie am Abend vor ihrem Tod in Mayerling getragen hatte. Olivgrünes Kostüm mit schwarzen Verschnürungen, Filzhut, Boa, Strümpfe und auch die Schuhe ... das alles könnte durchaus mit den auf den Fotos abgebildeten »Grabbeigaben« übereinstimmen, die mir dieser Flatzelsteiner gezeigt hatte.

Tags darauf, Termin bei Hans Dichand, dem Herausgeber und Chefredakteur meiner Zeitung. Die Tür zum »Allerheiligsten« im elften Stock des Wiener Pressehauses steht seinen Redakteuren immer offen. Ich kenne (wesentlich kleinere) Zeitungen, deren Mitarbeiter den Chefredakteur ein-, zweimal im Jahr sehen, bei der Weihnachtsfeier oder bei einer Krisensitzung. Hans Dichand kann man jeden Tag sehen, wenn man ihm etwas zu sagen hat.

Und ich hatte ihm etwas zu sagen. Aber um Gottes willen, was denn: Mary Vetseras Gebeine aus dem Grab gestohlen, ein Herr Flatzelsteiner als Informant ...

Der alte Fuchs saß neben mir, die Augen weit geöffnet. Wenn einer weiß, was eine Story ist, dann ist er es. Jede Zeitung, die Hans Dichand geleitet hat, machte er zur größten des Landes. Die »Kleine Zeitung« in Graz zuerst, dann den »Kurier«, zuletzt die »Kronen Zeitung«.

»Das wär' was«, sagte er ebenso ungläubig wie ich. Und ebenso fasziniert von dem Gedanken, daß doch etwas dran sein könnte. Das ist das Seltsame an unserem Beruf: Jeder von uns lehnt selbstverständlich Gewalt, lehnt Korruption, lehnt

Verbrechen ab. Und doch wissen wir, daß es all das gibt, immer gegeben hat, immer geben wird. Jede Zeitung lebt auch von den Skandalen dieser Welt. Und will als erste darüber berichten. Kein vernünftiger Arzt wünscht sich, daß seine Patienten krank sind. Und doch braucht er deren Krankheiten, um seinen Beruf ausüben zu können. Eine wahrhaft paradoxe Situation, in der auch wir Journalisten uns irgendwo befinden. Daher meine Angst, der Dr. Worm könnte der Bruder vom Alfred Worm sein. Wenn das Grab der Mary Vetsera tatsächlich geschändet wurde, dann müssen wir die ersten sein, die darüber schreiben.

Aber davon waren wir noch weit entfernt. Denn was wir in der Hand hatten, das war noch allzudürftig. Anruf bei Herrn Flatzelsteiner, zweites Treffen, diesmal in der Redaktion. Es ist der 9. Dezember. Der Informant hat wieder seinen roten Koffer bei sich. »Erzählen Sie, Herr Flatzelsteiner, erzählen Sie! Die zwei Burgenländer, wie war das ganz genau, wann sind Sie mit denen in Kontakt gekommen. Und wo?«

Es sprudelte nur so heraus, Flatzelsteiner war glücklich, seine Story endlich loszuwerden. Ein wenig nervös, das wußte ich jetzt schon, war der Herr aus Linz. Aber es war ja auch ein ziemliches Abenteuer, von dem er mir zu berichten hatte. Wenn's wahr ist..

»Also, es war im Tanzlokal ›Slovanka Split‹ in Budweis. Da kam ich mit den beiden in Kontakt.«

»Wann genau?«

»So genau weiß ich's nicht mehr. Aber es muß ...«

»Herr Flatzelsteiner, denken Sie genau nach.«

»Es muß vor vier Jahren gewesen sein?«

»1988? Wann, genauer!«

»Im Frühjahr.« Die beiden Burgenländer hätten ihn später in seiner Linzer Möbelhandlung besucht und ihm dort erst gestanden, daß es sich bei der Toten um Mary Vetsera handelte. Nach Beweisen für diese Behauptung gefragt, überreichten ihm die beiden Ganoven ein Paar Schuhe. Herr Flatzelsteiner sei damit zu seinem Nachbarn, dem oberösterreichischen Landesinnungsmeister der Schuhmacher, Erich Hagendorfer, gegangen, der ihm bestätigte, daß die Schuhe etwa hundert Jahre alt seien. »Jetzt glaubte ich schon eher an die Möglichkeit, daß es sich bei dem Skelett um das der Mary Vetsera handelte«, erzählte Flatzelsteiner. Etwas später hätten ihm die beiden Männer das Skelett samt Sarg und den Kleidungsstücken übergeben, wofür sie von ihm 30000 Schilling erhielten.

Für Flatzelsteiner sei von Anfang an klar gewesen, daß er - sollten es die echten sein - die Gebeine der Baronesse Vetsera ihrem rechtmäßigem Eigentümer, dem Stift Heiligenkreuz, übergeben werde. Das jedenfalls war die Version, die er mir erzählte.

Ich überlegte mir die Möglichkeiten der weiteren Vorgangsweise. Die »Kronen Zeitung« müßte einen Vertrag mit Herrn Flatzelsteiner schließen. Wir müßten das Skelett von Gerichtsmedizinern untersuchen lassen und - das war ganz wichtig - noch vor Erscheinen des ersten Berichts wegen Verdachts des Grabraubes die polizeiliche Anzeige erstatten. Und gleichzeitig den Abt von Heiligenkreuz verständigen. Mir war klar, daß das nicht irgendeine Story war. Sondern ein Kriminalfall, in den ich sowohl als Journalist involviert war als auch als Staatsbürger, der seine Pflicht gegenüber den Behörden zu erfüllen hatte.

Marys Totenschädel auf meinem Schreibtisch

PROFESSOR BANKL WIRD BEIGEZOGEN

Hans Dichand war mit all den von mir vorgeschlagenen Schritten einverstanden. Er ließ mir freie Hand, ich konnte handeln, wie es mir richtig erschien. Natürlich hielt ich trotzdem laufend Rücksprache mit der Chefredaktion. Mit Dichand, mit Dr. Friedrich Dragon, mit Willi Haunold. Sie waren von mir als erste über die »Aktion Mary Vetsera« informiert worden.

Aber ich wußte, daß der Kreis größer werden mußte. Denn wir Journalisten könnten nie und nimmer allein darüber entscheiden, ob Herr Flatzelsteiner tatsächlich im Besitz der Vetsera-Gebeine war. Oder ob hier ein gigantischer Schwindel vorlag.

Ich hatte immer wieder die »Hitler-Tagebücher« als warnendes Beispiel vor Augen. Reporter der Illustrierten »Stern« hatten im April 1983 die exklusive Veröffentlichung der eben entdeckten Aufzeichnungen des »Führers« angekündigt, worauf »die Geschichte neu geschrieben werden müßte«, wie sie forderten. Und sie hatten damit die journalistische Pleite des Jahrhunderts produziert. Denn die Tagebücher waren nachträglich angefertigt worden, hatten sich als »Geniestreich« eines Fälschers namens Konrad Kujau erwiesen. Papier, Tinte und Klebstoff stammten, wie

Kriminalexperten des deutschen Bundesarchivs eindeutig feststellen konnten, aus der Nachkriegszeit.

Schlaflose Nächte. Ist dieser Flatzelsteiner ein zweiter Kujau? Andererseits: Ein Tagebuch kann man fälschen. Aber ein Skelett? Unmöglich! Und es gab ja die Gutachten, an deren Echtheit kein Zweifel bestehen konnte.

Ein Fachmann mußte her, ein Experte für Pathologie und Gerichtsmedizin, der gleichzeitig Kenner der historischen Zusammenhänge ist, der über Leben und Tod der Baronesse Vetsera Bescheid wußte. Es gab für mich nur einen, auf den all diese Kriterien zutrafen. Er heißt Hans Bankl, ist Professor für Pathologische Anatomie an der Universität Wien und hat bereits ein Buch über »Krankheiten und Tod historischer Persönlichkeiten« - darunter auch ein Kapitel über Mary und Rudolf - geschrieben. Aber ich konnte ihn unmöglich ins Vertrauen ziehen. Gerade ihn nicht.

Die Sache hatte eine Vorgeschichte. Und Mary Vetsera spielte auch darin eine Hauptrolle. Ich kannte Bankl schon seit mehreren Jahren. Meine erste größere Geschichte über ihn war im März 1987 erschienen: Der Professor hatte durch detektivische Kleinarbeit Knochenfragmente Ludwig van Beethovens ausgeforscht, die bei einer Umbettung der sterblichen Überreste, sechsunddreißig Jahre nach dem Tod des Musikgenies, »entwendet« worden waren. Bankl kam mit einem in Südfrankreich lebenden Nachkommen des Wiener Arztes Professor Dr. Romeo Seligmann, der bei der 1863 erfolgten Exhumierung Beethovens drei Knochenstücke des berühmten Kopfes an sich genommen hatte, in Kontakt. Und tatsächlich: Seligmanns Urgroßneffe Thomas Desmines besaß die Schädelknochen nach mehr als hundert Jahren aus der

Sammlung seines Onkels immer noch und überließ sie Bankl, der anhand dieses sensationellen Fundes die Ursache für Beethovens Taubheit herausfinden konnte: Sie war nicht - wie bis dahin von Medizinern in aller Welt übereinstimmend angenommen - auf das Knochenleiden »Morbus Paget« zurückzuführen, sondern auf eine Innenohr-Otosklerose, eine frühzeitige Verknöcherung des Gehörorgans.

Ich verstand mich mit Bankl gut, er zählte zu den Wissenschaftern, die - bei aller Seriosität - wußten, was Zeitungsleser interessiert. Und er fand immer wieder Neues, Interessantes, Sensationelles. Während unseres Gesprächs über Beethoven - gemeinsam mit seinem Kollegen Hans Jesserer hatte er auch ein Buch über diesen Fall geschrieben - erzählte mir Bankl von einem weiteren sensationellen Projekt, das er vorbereiten wollte. Dr. Bankl hatte den Plan, die Gebeine der Mary Vetsera exhumieren zu lassen. Ja, damals, im März 1987 - fünfeinhalb Jahre »vor Flatzelsteiner« - wurde ich zum ersten Mal mit der Geliebten des Kronprinzen Rudolf konfrontiert. Mit dem feinen Unterschied: Während mir Herr Flatzelsteiner eine »Raubersg'schicht« servierte - am Anfang der Story, die um die Welt gehen sollte, stand ja zweifelsfrei eine kriminelle Handlung -, hatte Bankl die seriöse Arbeit eines Teams von Wissenschaftern vor Augen, das dem vielzitierten »Rätsel von Mayerling« auf die Spur kommen wollte.

Heute wissen wir, daß die »Raubersg'schicht« schaffte, was die Wissenschaft allein nicht zustandebringen konnte. Und daran war ich nicht ganz unschuldig. Daher auch die Unmöglichkeit, Professor Bankl in die »Aktion Mary Vetsera« miteinzubeziehen.

Eineinhalb Jahre hatte ich von Bankl nichts mehr gehört, plötzlich, im Oktober 1988, meldete er sich wieder. Es wäre jetzt soweit. Er hätte die Genehmigung vom Abt des Stiftes Heiligenkreuz und den beiden damals noch lebenden Urgroßnichten der Mary Vetsera. Der geplanten Exhumierung durch ein Team von Pathologen und Gerichtsmedizinern schien damit nichts mehr im Wege zu stehen.

Außer ein fehlender Geldbetrag in Höhe von 40000 Schilling. Würde die »Kronen Zeitung« diese Summe zur Verfügung stellen - es ging lediglich um die Kosten der Steinmetze, Sargträger und anderer Gehilfen, die Ärzte würden kein Honorar verlangen -, könnte sie das Ergebnis der Exhumierung ihren Lesern exklusiv mitteilen.

Keine Frage, daß Hans Dichand auch damals schon einverstanden war. Doch alles kam ganz anders, in diesem Herbst 1988. Und das sollte, wie sich später herausstellte, im Zusammenhang mit der Grabraubgeschichte 1992 noch eine wichtige Rolle spielen.

Alles kam ganz anders, denn kurz nach Bankls o. k. meldete sich ein medizinischer Verlag bei mir. Mit den 40000 Schilling würde man nicht auskommen. Auf 100000 käme man laut neuester Berechnung.

Meine Zeitung wäre auch dazu bereit gewesen. Doch ein paar Tage später rief mich ein »Presseagent« aus München an, Graf Sowieso. Auch die 100000 wären zu wenig. In Schilling jedenfalls. Die ganze Summe in D-Mark, dann ja.

Das war ein starkes Stück. Aus der Unterstützung eines wissenschaftlichen Anliegens sollte ein Riesengeschäft werden. Professor Bankl, das wußte ich von Anfang an, hatte

mit diesen üblichen Machinationen nichts zu tun. Ein paar Herren hatten sich in das Projekt eingeschmuggelt, die mit der Exhumierung Mary Vetseras ein kleines Vermögen machen wollten. Die Dr. Bankls Idee schamlos ausnützen wollten.

Ein neuer Anruf des »Agenten«. Illustrierte seien bereit, den neuerdings geforderten Betrag zu zahlen. Ein deutsches Revolverblatt fragte bei mir an, ob ich einen Gastbeitrag über Marys geplante Exhumierung schreiben würde. Ich hatte eineinhalb Jahre die Sache für mich behalten, wir hatten mit Dr. Bankl einen (mündlich fixierten) Exklusivvertrag, doch das Projekt hatte mittlerweile so große Kreise gezogen, daß nunmehr auch ich keine Veranlassung mehr sah, mich noch länger an das Stillhalteabkommen gebunden zu fühlen, denn es wußte ohnehin schon die halbe Branche davon.

3. November 1988. Um anderen Zeitungen zuvorzukommen, schlagzeigte ich in der »Krone«: »Mary Vetseras Grab wird jetzt geöffnet.« Die Folgen waren dramatisch: Sowohl der Abt von Heiligenkreuz als auch die Vetsera-Nachkommen zogen die bereits erteilte Zustimmung wieder zurück, da die Exhumierung lediglich »aus wissenschaftlichen Gründen« erfolgen sollte.

Wenige Wochen danach: »Club 2« im Österreichischen Fernsehen zum Thema »100 Jahre Mayerling«. Bankl wirft mir in der Diskussionssendung vor, durch voreilige Veröffentlichung seinen Plan verhindert zu haben, ich stelle seine Anschuldigungen anderntags in der Zeitung richtig, berichtete von dem »Agenten« und von anderen, die an dem wissenschaftlichen Projekt verdienen wollten. Und an deren unseriösem Vorgehen es dadurch in Wahrheit gescheitert war. Fast drei Jahre später, Herr Flatzelsteiner war bei mir, mit

»seiner« Mary, ich brauchte einen Experten. Ich kannte keinen besseren als Bankl. Doch mit dem war ich seit Jänner 1989 »verfeindet«.

Ich rufe ihn dennoch an. Mir fällt ein Stein vom Herzen: Bankl ist freundlich, gesprächsbereit. Ich sage am Telefon nichts Konkretes, nur so viel: »Ich habe von einer großen Sache erfahren, möchte Sie treffen.«

Donnerstag, 17. Dezember 1992. Zwei Termine hintereinander. 14.30 Uhr: Herr Flatzelsteiner kommt in die Redaktion. Öffnet seinen roten Aktenkoffer. Nimmt alle möglichen Papiere, Fotos - ich kannte das alles schon - heraus. Und plötzlich: Einen Totenkopf. - »Das ist Mary«, sagte Flatzelsteiner.

»Es war mir körperlich unangenehm«, werde ich später in einem Interview mit meiner Kollegin Conny Bischofberger sagen, als sie mich fragte, was ich fühlte, als Marys Schädel auf meinem Schreibtisch lag. Flatzelsteiner war aber an diesem 17. Dezember 1992 nicht nur wegen Marys Kopf gekommen, sondern um einen Vertrag zu unterschreiben: Die »Kronen Zeitung« erhielt das Recht zum exklusiven Abdruck der Geschichte vom Raub der Gebeine Mary Vetseras und würde dafür die bisher angelaufenen Kosten der gerichtsmedizinischen Untersuchungen (80000 Schilling) übernehmen.

Dreiwig Minuten später, Termin mit Professor Bankl bei Hans Dichand. Der Vertrag mit Flatzelsteiner mußte vorher unterschrieben sein, um von ihm die gerichtsmedizinischen Gutachten und die Fotos übernehmen zu können. Der Vertrag mit Flatzelsteiner wäre hinfällig geworden, sobald sich herausgestellt hätte, daß es sich bei der Toten eindeutig nicht um Mary handelte. Vor allem also, wenn bei einer etwaigen

Graböffnung die Baronesse Vetsera nach wie vor in ihrer Gruft gelegen wäre.

Ich versuchte Bankl schonend vorzubereiten. »Herr Professor, es ist eine verrückte Geschichte. Da behauptet jemand...« Und ich erzählte ihm die Flatzelsteiner-Version.

Bankl schaute von Hans Dichand zu mir und wieder zurück. »Bitte, das kann doch nicht wahr sein, das ist doch unmöglich.«

Ich packte aus: Die Gutachten seiner Kollegen Szilvássy und Jarosch. Die Expertise des Linzer Zahnarztes Dr. Michael Stolz. Die Textiluntersuchungen. Und die Fotos von Skelett, Schädel, Haaren, Schuhen, Kleidern ...

Bankl glaubte seinen Augen nicht trauen zu können. Er schüttelte den Kopf, las die Expertisen ganz genau, sah sich die Fotos an. Sagte kein Wort. Dichand und ich warteten gebannt. Ich hielt's nicht mehr aus. »Nun, Herr Professor, was halten Sie von der ganzen Sache?«

»Ich könnte mir vorstellen«, und er betonte jedes einzelne Wort, »ich könnte mir vorstellen, daß ...« - und jetzt wußte er eine dramaturgisch hochinteressante Kunstpause einzulegen -, »... ich könnte mir vorstellen, daß das echt ist!«

»Sie meinen, es ist möglich, daß hier das Skelett der wirklichen Mary Vetsera gestohlen, untersucht und fotografiert wurde?«

»Ja, das kann ich mir vorstellen!«

Der Vetsera-Fund könnte sich als Sensation erweisen. Möglicherweise waren wir auf dem Weg, ein Stück des Rätsels von Mayerling zu lösen. - Oder aber die Geschichtsschreibung würde in Zukunft vor ein noch größeres Rätsel gestellt

werden, als dies bisher schon der Fall war.

Als Bankl gegangen war, nahm mich Dichand zur Seite und sagte zu mir: »Wer weiß, ob dieser Flatzelsteiner nicht selbst das Grab geöffnet hat!« »Das glaube ich nicht«, antwortete ich.
- Ich hätte dem Linzer Möbelhändler, nach den drei oder vier Gesprächen, die ich mit ihm geführt hatte, eine solche Tat nicht zugetraut.

»Ich muß alles tun, was er von mir verlangt«

DAS KURZE LEBEN DER MARY VETSERA

Wer war die junge Frau, deren Gebeine angeblich aus ihrem Grab in Heiligenkreuz bei Wien gestohlen wurden? Allzuviel wußte man nicht vom Leben und vom Tod des Mädchens, da ja der kaiserliche Hof zu Wien seinerzeit möglichst alles zu verschleiern suchte, was in den wenigen Jahren geschah, die diesem gerade erst erblühenden Geschöpf gegeben waren.

Marie Alexandrine Freiin von Vetsera kam am 19. März 1871 in Wien als drittes von vier Kindern des aus Preßburg stammenden Diplomaten Albin Vetsera und der Helene geb. Baltazzi zur Welt. Im Jahr ihrer Geburt wird Preußens König Wilhelm I. in Versailles zum deutschen Kaiser proklamiert, der ungarische Ministerpräsident und frühere Revolutionär Julius Graf Andrassy wird k. u. k. Minister des Äußern, und per Gesetz werden in der Monarchie »Metermaß« und »Kilogramm« eingeführt. Zwei Jahre bevor Marie zur Welt kam, wurden der Suezkanal und das Wiener Hofopernhaus eröffnet. Die »Goldene Operette« um Johann Strauß und Jacques Offenbach erlebt in den Kindertagen der Baronesse ihre Glanzzeit.

»Mary«, wie sie bald schon genannt wurde, wohnte zunächst in der am Ufer des Donaukanals gelegenen elterlichen Villa

Am Schüttel Nr. 11 in der Wiener Leopoldstadt, ehe die Familie in das elegantere Palais Vetsera in der Salesianergasse 11 übersiedelte. Mary Vetsera erhielt ihren Unterricht vorerst durch private Hauslehrer und besuchte später das »Erziehungsinstitut für adelige Mädchen« im Salesianerkloster, wo sie auf ein »Leben in der großen Welt« vorbereitet werden sollte.

Mary war das, was man eine »gute Kaisermischung« nannte. Die väterlichen Vorfahren waren Slawen und Deutsche, die Ahnen der Mutter Italiener, Griechen und Engländer gewesen. Marys Eltern hatten sich in Konstantinopel kennengelernt, wo Albin Vetsera damals als Legationssekretär an der österreichischen Botschaft tätig war. Die bei ihrer Hochzeit erst sechzehnjährige Helene Baltazzi - Marys Mutter - entstammte einer reichen Bankiersfamilie, die im Orient ihre Geschäfte betrieb. Albin Vetsera, um zweiundzwanzig Jahre älter als seine Frau, war ursprünglich ein Freund ihrer Eltern gewesen und wurde nach deren frühem Tod zum Vormund aller zehn Baltazzi-Kinder bestellt. 1864 nahm er sein ältestes Mündel zur Frau. Es war alles andere als eine Liebesheirat, Helene galt vielmehr als »blendende Partie«. Die Ehe mit einem der reichsten Mädchen von Konstantinopel wirkte sich offenbar auch günstig für Albins Karriere aus: Vetsera brachte es sehr rasch zum Gesandten und Bevollmächtigten Minister in St. Petersburg, Lissabon und am hessischen Hof.

Durch den Vater - der 1870 von Kaiser Franz Joseph in den Freiherrnstand erhoben wurde - dem erblichen Kleinadel angehörend und von der Familie der Mutter mit immensem Reichtum ausgestattet, verkehrte Mary bald in den ersten Kreisen der Haupt- und Residenzstadt. Während der Vater

kränklich und durch seinen Beruf sehr oft im Ausland war, gab die als lebenslustig bekannte Mutter in ihrem Salon zahlreiche ausgelassene Einladungen. Sie ließ - selbst eine blendende Campagnereiterin - auch kein Pferderennen aus und war gerngesehener Gast bei eleganten Diners, Soireen und Bällen. »Madame Vetsera will zu Hof gehen, sich und ihre Familie zur Geltung bringen«, notierte eine Hofdame der Kaiserin Elisabeth 1877 in ihr Tagebuch. Und im »Wiener Salonblatt« ist nachzulesen, daß Helene Vetsera »großes Interesse für das öffentliche Leben der Residenz zeigt, so daß sie selten einem Feste fernbleibt«.

Marys Onkel Hector Baltazzi war ein erfolgreicher Jockey; Alexander und Aristides, zwei weitere Brüder ihrer Mutter, traten mit Pferden aus dem eigenen Stall bei internationalen Rennen an. 1876 gewannen sie - vor Königin Victoria und gegen eine übermächtige englische Konkurrenz - das Derby von Epsom. Einen legendären Ruf hatten die Brüder aber auch als Politiker, als Offiziere und vor allem als Lebemänner, die auf keiner der großen Gesellschaften in London, Paris, St. Petersburg und Wien fehlten. Heinrich Baltazzi, der jüngste der vier Brüder, galt als »elegantester Herr der Monarchie« und wird von Arthur Schnitzler als »das unerreichbare Idealbild Henry Baltazzi« bezeichnet, »den ich später bei B. kennenlernte und der so das Urbild des Grafen im ›Reigen‹ wird«.

Schon als Zehnjährige hat Mary ihre erste Begegnung mit dem Tod: Am 8. Dezember 1881 kehrt ihr älterer Bruder Ladislaus, der eine Vorstellung von »Hoffmanns Erzählungen« besuchte, nicht mehr zurück ins elterliche Palais. Der sechzehnjährige Militärschüler zählte zu den Opfern des Ringtheaterbrandes,

bei dem insgesamt 386 Menschen ums Leben kamen. 1887 - eineinhalb Jahre vor der Katastrophe von Mayerling - stirbt Marys Vater mit zweiundsechzig Jahren in Kairo an den Folgen eines Schlaganfalls.

Die siebzehnjährige Baronesse hatte laut Marie Nunziante, der Besitzerin eines Wiener Modesalons, »ein reizendes Figürl, aber so was Süßes wie ihr Köpferl kann man sich gar nicht vorstellen. Ihr Teint spielte ins Bräunliche, sie hatte wunderbar frische Backerln, mandelförmig geschnittene Augen und schwarzes Haar. Man war glücklich, wenn man sie nur ansehen konnte.« In der Vetsera-Biografie des Familien-Nachlaßverwalters Hermann Swistun wird sie als »körperlich etwas über ihre Jahre gereift« beschrieben, »mit vollendeter Figur, einer kleinen Stupsnase über einem kleinen roten Mund«, ihre Augen seien »tiefblau und unwahrscheinlich groß« gewesen. Ihre Bildung freilich war - durchaus der Erziehung »höherer Töchter« der Zeit entsprechend - mehr als mangelhaft, sie stellte keinerlei geistige Ansprüche und interessierte sich, außer für ihre Toilette, nur noch fürs Eislaufen und für den Rennplatz.

Eben dort, beim Pferderennen in der Freudenau, sah sie am 12. April 1888 den in der Hofloge weilenden Kronprinzen Rudolf zum ersten Mal aus relativ geringer Entfernung. Mary hinterließ in einer Kalendernotiz, daß an diesem Nachmittag »eine Leidenschaft geboren wurde«, und die Fürstin Nora Fugger vermerkte in ihren Memoiren, der Kronprinz »scheint auf Marys Augenspiel gleich eingegangen zu sein, was ihr ganz den Kopf verdrehte«.

Gabriel Dubray, Marys Französischlehrer, beschrieb kurz nach ihrem Tod in einem Artikel für den Pariser »Matin« die letzten Monate im Leben seiner Schülerin: »Die Baronesse scheint sich im Frühjahr 1888 in den Kronprinzen verliebt zu haben, denn von dort ab trat in ihrem Benehmen und in ihrer Stimmung eine auffallende Veränderung zu Tage. Sie sprach von ihm mit großer Begeisterung, aber ich hielt die Sache für ungefährlich, sie werde sich schon wieder verflüchtigen, hoffte ich, wenn einmal ein ernster Bewerber um das schöne, damals siebzehnjährige Mädchen auftrete.«

Der »ernste Bewerber« trat auf, gerade in diesen Tagen. Offensichtlich auf intensives Bemühen von Marys übertrieben ehrgeiziger Mutter begann sich der in der österreichisch-ungarischen Armee dienende Miguel von Braganza heftig um die kleine Baronesse zu bemühen. Doch die hatte auch im Umgang mit dem verwitweten portugiesischen Herzog, der ein enger Jagdgefährte Rudolfs war, nur das eine Interesse: alles über den angebeteten österreichischen Kronprinzen zu erfahren. Mary sammelte - wie so viele Teenager damals - Fotos und Zeitungsausschnitte von Rudolf, über dessen unglückliche Ehe ganz Wien sprach. Als die von ihr eingeweihte Kammerzofe Agnes Jahoda der Baronesse die schwärmerische Leidenschaft für den Sohn des Kaisers auszureden versuchte, erwiderte Mary nur: »Ich schwöre, daß ich nie einen anderen lieben werde!«

Den Sommer 1888 - die letzten Ferien ihres Lebens - verbrachte Mary mit Mutter und Schwestern auf Reisen durch England, Frankreich und Deutschland, wo die Damen stets eleganten Cercle hielten. In der in Bad Homburg von Helene Vetsera gemieteten »Villa Imperiale« verkehrte sogar der

Prince of Wales, Englands späterer König Edward VII. Mary freundete sich hier mit der Amerikanerin Maureen Alleen an, die sich später an diese Zeit erinnern sollte: »Die Baronesse sah entzückend aus, fand großen Anklang in der Gesellschaft, war aber sehr ernst. In ihrem Benehmen selbstlos, traute man ihr zu, daß sie die Liebe nicht leichtfertig nahm, sondern tief ernst und tragisch, wenn es nötig wurde.«

Offensichtlich wurde »es nötig«. Denn Anfang September 1888, kaum nach Wien zurückgekehrt, schickte Mary einen schwärmerischen Brief an Rudolf, mit dem verwegenen Vorschlag, ihn persönlich treffen zu wollen.

Das Schreiben erreichte den Sohn des Kaisers just, als er an einem Tiefpunkt seines Lebens angelangt war. Bei Hof erwartete man Deutschlands neuen Regenten, den von Rudolf gehassten Wilhelm II., zu seinem ersten Staatsbesuch in Wien. Wilhelms Thronbesteigung war ein schwerer Schlag für Rudolf gewesen, der auf ein liberales Bündnis mit dessen Vater und Vorgänger Friedrich III. gehofft hatte. Mit dem unerwartet frühen Tod Friedrichs brach für den österreichischen Kronprinzen das Ideal einer friedensorientierten Zukunft Europas zusammen. Während Rudolf keine Hoffnung haben konnte, in absehbarer Zeit den Thron zu besteigen, war sein Widersacher Wilhelm an die Macht gelangt.

Der Kronprinz wußte, daß Wilhelms Politik ganz auf militärische Konfrontation ausgerichtet war, und trat daher für die Nichtverlängerung des im kommenden Jahr auslaufenden Zweibundes mit Deutschland ein, um mit Russland eine friedliche Lösung der anstehenden Balkanprobleme zu suchen. Wie in so vielen politischen

Fragen stieß der Kronprinz auch mit diesem Vorschlag beim Kaiser auf taube Ohren, der an seiner preußisch orientierten Außenpolitik festhielt. Demonstrativ fuhr Rudolf, während der neue deutsche Kaiser in Wien weilte, mit dem Prinzen von Wales zur Jagd nach Siebenbürgen. Deutlicher als in einem von hier abgeschickten Brief an Ehefrau Stephanie hätte Rudolf seine Abneigung gegen Wilhelm nicht ausdrücken können: »Den Wales lad ich gerne ein, den Wilhelm möcht ich höchstens einladen, um ihn durch ein Jagdabenteuer aus der Welt zu schaffen.«

Gerade in diesen für ihn so deprimierenden Tagen antwortete Rudolf dem Backfisch Mary Vetsera mittels rekommandiert aufgegebenem Brief, postlagernd, wie sie es gewünscht hatte. Auch er trage »das lebhafte Verlangen in sich«, mit ihr zu sprechen. Er schlug ein Rendezvous im Prater vor (man traf sich dann aber in der Hofburg). Weitere Schreiben sollte sie, kündigte der Kronprinz an, seinem Diener Loschek übergeben.

Mary, glücklich über die Reaktion, bat Marie Louise Larisch, sie zum geplanten Treffen als »Anstandsdame« zu begleiten. Die Gräfin Larisch war eine Freundin von Marys Mutter und eine Nichte der Kaiserin: Sie entstammte der morganatischen Verbindung des Herzogs Ludwig in Bayern - Elisabeths älterem Bruder - mit der ehemaligen Schauspielerin Henriette Mendel. Sie durfte sich Baronesse Wallersee nennen, ehe sie den Grafen Georg Larisch ehelichte. Mit ihm lebte sie im böhmischen Pardubitz, kam aber oft nach Wien, wo sie im Grand Hotel auf der Ringstraße logierte. So auch an jenem 5. November 1888, an dem es nicht zuletzt dank ihrer Hilfe zur schicksalhaften ersten Zusammenkunft zwischen Mary und

Rudolf kommen sollte.

Ihrer in Frankfurt am Main lebenden Vertrauten Hermine Tobis, die einst ihre Klavierlehrerin war, schreibt Mary über diese erste Begegnung: »Heute bekommen Sie einen glückseligen Brief, denn ich war bei ihm. Marie Larisch nahm mich mit, Kommissionen zu besorgen, dann gingen wir zur ›Adele‹, um uns photographieren zu lassen, für ihn natürlich, und dann gingen wir hinter das Grand Hotel, wo uns Bratfisch erwartete. Wir hüllten unsere Gesichter fest in unsere Boas und fort ging's in sausendem Galopp in die Burg. An einer kleinen eisernen Tür erwartete uns ein alter Diener, welcher uns über mehrere finstere Treppen und Zimmer führte, endlich vor einer Tür halt machte und uns eintreten ließ ...

Eine Stimme im Nebenzimmer rief: ›Bitte, meine Damen, weiter zu kommen, ich bin hier!‹ Wir gingen hinein, Marie stellte mich vor, und wir waren gleich in ein wienerisches Gespräch vertieft ... Beim Fortgehen führte er (der Kronprinz, Anm.) uns selbst durch einen dunklen Saal und über eine Treppe und sagte zu Marie: ›Bringe Sie mir bald wieder! Ich bitte!«

Der Brief endet mit den Worten: »Hermine, Sie müssen mir schwören, niemandem etwas von diesem Briefe zu sagen, weder Hanna (Marys Schwester) noch Mama, denn wenn eine von diesen beiden es je erfähre, so müßte ich mich töten.«

Auf der Heimfahrt, im Wagen von Rudolfs Leibfiaker Josef Bratfisch, sagte Mary zur Gräfin Larisch über den Kronprinzen: »Er war gerade so anbetungswürdig, wie ich ihn mir vorgestellt.« Es folgten drei Monate voller Glück, viele heimliche Treffen, fast immer arrangiert von Marie Larisch.

Schon bei einem der ersten Rendezvous sollte es zu einer

peinlichen Situation kommen, schildert Polizeirat Friedrich Heide in einem (nach den Ereignissen von Mayerling verfaßten) Bericht an den Polizeipräsidenten: »Im Spätherbst vorigen Jahres fuhren Gräfin Larisch und die Baronesse Vetsera in den Prater und der Kronprinz folgte. Beide Wagen begegneten der Frau Kronprinzessin. Höchstdieselbe fuhr den beiden nach, traf dieselben in der Krieau, und dort soll es zu einem Renkontre gekommen sein.« Für Rudolfs Ehefrau Stephanie waren solche Entgleisungen ihres Mannes längst nichts Neues.

Gemeinsam war dem ungleichen Liebespaar von Anfang an eine melancholische Todessehnsucht. Die Motive waren freilich höchst unterschiedlich. Während für Rudolf seine politische Ausweglosigkeit sowie persönliche und gesundheitliche Gründe ausschlaggebend waren, dachte Mary nur deshalb an den Tod, weil sie die Unmöglichkeit sah, mit dem Geliebten »in diesem Leben« eine dauerhafte Verbindung eingehen zu können. »Wenn ich ihm mein Leben geben könnte, ich würde es mit Freuden thun, denn was liegt mir am Leben«, sagte Mary einmal. »Wir haben einen Pakt geschlossen, der sich auf diese Möglichkeit bezieht. Wenn es aufkäme, würden wir Beide an einem Orte, den Niemand weiß, nach einigen glücklichen Stunden uns gemeinsam den Tod geben.«

Marys Mutter Helene Vetsera meinte in einer Denkschrift*, die sie nach dem Tod ihrer Tochter herausgab, daß die

* Helene Vetseras Denkschrift wurde von den k. u. k. Zensurbehörden konfisziert und eingestampft; später tauchte sie in ausländischen Publikationen auf.

»schwärmerische Verehrung, der gewinnende Zauber seiner äußereren Erscheinung und das ritterliche Wesen des Kronprinzen bei dem fast kindlichen Alter Marys zu keinerlei Besorgnis Anlaß geben konnte, noch dazu bei dem Mangel jeden persönlichen Verkehrs«.

Es »mangelte« freilich weniger am persönlichen Verkehr als an den diesbezüglichen Informationen Helene Vetseras. Die Treffen ihrer Tochter mit dem Kronprinzen fanden unter größter Geheimhaltung statt, meist fuhr Mary - von Bratfisch kutschiert - in die Hofburg, wenn ihre Mutter einer ihrer zahllosen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachkam. Rudolfs enger Freund Josef Graf Hoyos hinterließ uns in seinen Aufzeichnungen ein Beispiel dafür, welche Tricks Mary anwandte, um den Geliebten zu treffen: »So wußte sie eines Abends, da sie mit der Familie das Theater besuchen sollte, dies dadurch zu verhindern, daß sie sich das Haar wusch, sich triefend bei ihrer Mutter, die sie sehr schalt, zeigte, mit der Bemerkung, sie habe gemeint, das Haar würde bald wieder trocken sein, nachdem dies aber nicht der Fall sei, könne sie den Ihren unmöglich in das Theater folgen und müsse daher daheim bleiben.« Kaum waren Mutter und Schwester aus dem Haus, eilte Mary zu Bratfisch, dessen Fiaker wenige Meter von ihrem Wohnhaus entfernt, in der Marokkanergasse, wartete, um sie in die Hofburg zu führen.

Eingeweiht in Marys großes Geheimnis waren neben der Gräfin Larisch nur noch ihre Kammerzofe Agnes und die Klavierlehrerin Hermine Tobis, der sie am 14. Jänner 1889 nach Frankfurt am Main schreibt: »Liebe Hermine, ich muß Ihnen heute ein Geständnis machen, über das Sie sehr böse sein werden. Ich war gestern von 7 bis 8 Uhr bei ihm. Wir

haben beide den Kopf verloren. Jetzt gehören wir uns mit Leib und Seele an.«

Zweifellos war der in dem Brief angesprochene Abend, der 13. Jänner, ein besonderer Tag für Mary. Nicht nur, weil sie das Datum (wie immer, wenn sie den Kronprinzen traf) in ihrem Kalender rot angestrichen hatte. Sie sagte ja auch nach ihrer Heimkehr zur Kammerzofe: »Ach, Agnes, es wäre viel besser gewesen, wenn ich heute nicht ausgegangen wäre.« Dennoch sei sie dem »Schicksal dankbar, denn nun gehöre ich nicht mehr mir selbst, sondern ihm ganz allein. Ab jetzt muß ich alles tun, was er von mir verlangt.«

Auch wenn Helene Vetsera von der Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohn des österreichischen Kaisers nichts wußte - ahnen hätte sie es können. Zumal seit die Geschichte mit der Tabatiere passiert war: Mary hatte - zwei Tage nach dem »besonderen« 13. Jänner -in Begleitung einer Gesellschaftsdame bei der exklusiven Firma Gebrüder Rodek, k. u. k. Hof-Lieferant, am Wiener Kohlmarkt eine goldene Zigarettenbox gekauft, in die sie die Worte »13. Jänner. Dank dem Schicksal« gravieren ließ. Unmittelbar vor diesem Kauf hatte sie von ihrem Onkel und Vormund Alexander Baltazzi einen größeren Geldbetrag erhalten. Während sie ihrer Begleiterin einzureden versuchte, sie wollte die Tabatiere einem ihrer Onkel schenken, überreichte sie das teure Präsent schon am nächsten Tag, während einer neuerlichen Fahrt durch den Prater, dem über alles geliebten Kronprinzen.

Natürlich gibt es verschiedene Spekulationen darüber, was sich an dem ominösen 13. Jänner 1889 - so kurz vor der Mayerling-Katastrophe - wirklich ereignete. Mit Sicherheit hatten die Geschehnisse dieses Tages für Mary und Rudolf

weitreichende Folgen. Während manche Biografen meinen, gerade damals hätte »die Stunde ihrer geschlechtlichen Vereinigung« stattgefunden, glauben andere, an diesem Tag sei der Entschluß zum gemeinsamen Selbstmord gefaßt worden. Der Arzt und Mayerling-Forscher Gerd Holler ist wiederum davon überzeugt, auf den 13. Jänner falle »die hundertprozentige Feststellung einer Schwangerschaft«. Die Gesellschaftsdame, die Mary zu den Gebrüdern Rodek am Kohlmarkt begleitet hatte, informierte jedenfalls deren Mutter von dem »verdächtigen« Ankauf. Nachlaßverwalter Hermann Swistun: »Von der Mutter nun energisch zur Rede gestellt, gestand Mary, die Tabatiere in Verehrung anonym an den Kronprinzen gesandt zu haben. Daraufhin mußte das Mädchen unter heftigen Vorwürfen ihre stets versperrte Kassette öffnen, worin die Mutter eine andere, eine eiserne Zigarettentabatiere, die eingraviert Rudolfs Namenszug trug, einige Jugend- und Kinderbilder des Prinzen sowie ein Testament Marys, erstellt am 18. Jänner des Jahres, fand.« Helene von Vetsera war außer sich und dachte in erster Linie an den drohenden Skandal, sollte bekannt werden, daß ihre Tochter es war, die dem verheirateten Kronprinzen solche Avancen machte. »Sie kompromittiere sich als kaum Siebzehnjährige und ruiniere so nicht nur ihr Leben, sondern auch jenes ihrer Geschwister und ihrer Mutter, wenn der Kronprinz und seine Leute erfahren, wer ihm das Geschenk geschickt. Und woher diese eiserne Zigarettenetui mit dem Namenszug?«

Unter Tränen versicherte Mary, dieses eiserne Etui von der Gräfin Larisch als Geschenk bekommen zu haben, eben weil sie für den Kronprinzen schwärme. »Die Gräfin habe es selbst

von ihrem Cousin, von Rudolf, verehrt bekommen. Das Testament dagegen habe sie aus einer Ahnung heraus, daß sie vielleicht nicht alt werden und sich ihre kurze Lebenslinie durch eine Krankheit oder einen Unfall bewahrheiten könnte, gemacht. Da in dem Testament Mary hauptsächlich nur ihre Schmuckstücke verteilt hatte, an die Geschwister, Tanten und Freundinnen ..., betrachtete die Mutter diese Sache als geschriebenen Unsinn und jugendlich-mädchenhafte Überspanntheit. Da aber auch Agnes in dem Testament bedacht war, unterzog die Baronin-Mutter auch diese einer ernsten Befragung, ob sie von den Tabatieren oder dem Testament etwas wisse, was diese (ihr Wort haltend, das sie Mary gegeben hatte, Anm.) verneinte.«

Am 28. Jänner 1889 fahren Mary und Rudolf nach Mayerling. Der Weg zur Katastrophe war längst geebnet.

»Das Grab ist leer!«

KEINE ZWEITEN »HITLER-TAGEBÜCHER«

Ich könnte mir vorstellen, daß das echt ist. Die Worte des Pathologen Hans Bankl sollten zum Startschuß für die »Aktion Mary Vetsera« werden. Hans Dichand und ich schlügen dem Arzt vor, daß er die Gebeine genauestens untersuchen sollte, ehe man mit der Story an die Öffentlichkeit ginge. Bankl stimmte prinzipiell zu, meinte aber, er müsse die Professoren Georg Bauer, den Chef des Gerichtsmedizinischen Instituts Wien, und Johann Szilvássy von der Sache in Kenntnis setzen. Bankl würde unseren Plan unterstützen, das angebliche Skelett der Baronesse Vetsera gemeinsam mit diesen Kollegen auf seine Echtheit zu prüfen.

Wir verblieben so, daß er die beiden Herren kontaktieren würde. Etwas später, es war Freitag nachmittag, sagte Professor Bankl, seine Kollegen Bauer und Szilvássy bräuchten Bedenkzeit übers Wochenende. Montag früh bekäme ich Bescheid.

Montag, 21. Dezember 1992, Punkt zehn Uhr. Professor Dr. Georg Bauer am Telefon: »Ich habe mir das genau überlegt, Herr Markus. Wir können das so nicht machen. Wenn es sich hier tatsächlich um die Gebeine einer Persönlichkeit von so großer historischer Bedeutung handelt, dann muß ich das meiner vorgesetzten Dienststelle melden, dem

Wissenschaftsministerium.«

Eine völlig neue Situation für mich. Damit hätten wir eindeutig zu viele »Mitwisser« gehabt. Die Geschichte war im jetzigen Stadium bereits »zu heiß«. Wir mußten damit in die Öffentlichkeit, konnten nicht länger zuwarten. Wenn hier irgendwer »plaudert«, ist die Story tot. Ich bat Professor Bauer, mir 24 Stunden Vorsprung zu geben. Er war fairerweise damit einverstanden.

Ich rufe Willi Haunold in der Redaktion an: »Wir müssen die ›Aktion Mary Vetsera‹ sofort starten. Heute noch!« »Unmöglich, heut' ist viel los. Flugzeugunglück über Portugal mit 150 Toten. Schock im Westen: Der serbische Präsident Slobodan Milošević feiert Wahlsieg über seinen Herausforderer Milan Panić. Ich hab' weder Platz für einen Aufmacher, noch für eine Doppelseite!«

Ich erklärte, daß die Geschichte zu platzen drohte, sollten wir nicht sofort losfahren. Haunold »schaufelte« daraufhin die Seiten 1 sowie 8/9 der Abendausgabe frei. Es war gegen 14 Uhr, als ich Hofrat Max Edelbacher, den Chef des Wiener Sicherheitsbüros, anrief. Ich müßte heute noch Anzeige in einem aufsehenerregenden Fall erstatten, den ich vorsichtig als »eine Art Kunstraub« umschrieb. So gegen 17 Uhr würde ich bei ihm eintreffen. Meine Überlegung dabei: Ab 17.30 ist unsere Zeitung »auf der Straße«. Die Polizei sollte die Geschichte vom (damals noch vermuteten) Raub der Mary Vetsera-Gebeine aber nicht aus der Zeitung erfahren, sondern noch vor deren Erscheinen und von mir selbst. Andererseits durfte ich die Anzeige nicht zu früh erstatten, da eine solche Meldung sofort über die Pressestelle der Bundespolizeidirektion an alle Medien ginge.

Abgesehen davon mußte ich nachmittags ja noch die Story schreiben, die abends - natürlich exklusiv - bei uns erscheinen sollte. »Mary Vetsera aus dem Grab geraubt« lautete die erste (von insgesamt sieben) »Krone«-Schlagzeilen zu diesem Thema in den ersten zehn Tagen nach Bekanntwerden der Tat. Um 16.40 Uhr saß ich im Wiener Sicherheitsbüro dessen Chef Hofrat Edelbacher, dem diensthabenden Juristen Dr. Walter Czapek und einigen Herren der Gruppe Filier gegenüber, um Anzeige gegen Unbekannt zu erstatten:

1. wegen des dringenden Verdachts der Störung der Totenruhe und
2. wegen des dringenden Verdachts des Kulturdiebstahles.

Soweit hatte mich Rechtsanwalt Dr. Herbert Eichenseder darüber informiert, was ich eigentlich zur Anzeige bringen sollte. Und dann legte ich los, erzählte von Herrn Flatzelsteiner, erzählte dessen Version von den beiden Burgenländern, die er im Tanzlokal »Slovanka Split« in Budweis kennengelernt haben wollte ... Nach Gesprächen mit den Chefredakteuren Dichand, Dragon, Haunold sowie den Professoren Bankl und Bauer - die bisher eingeweiht waren - hatte ich mich inzwischen daran gewöhnt, mit meiner Story Staunen auszulösen. Natürlich reagierten auch die Polizeibeamten nicht anders. Vorerst ungläubiges Kopfschütteln, doch je detaillierter ich berichtete, desto interessierter hörten sie mir zu. Ich bilde mir ein, daß die Konzeptsbeamte, der ich dann die dreiseitige Niederschrift meiner Anzeige diktierte, Tränen in den Augen hatte. Mary Vetsera gestohlen! - Zuerst die unglückliche Liebe zum

Kronprinzen, dann der schreckliche Tod und jetzt auch das noch.

Hofrat Edelbacher verließ das Zimmer, noch während ich meine Aussage zu Protokoll gab, um dem Wiener Polizeipräsidenten Dr. Günther Bögl Bericht zu erstatten. Dr. Czapek informierte gleichzeitig von meiner Anzeige:

1. die Staatsanwaltschaft Wien und
2. das Gerichtsmedizinische Institut, dessen Chef Georg Bauer von mir ja bereits »vorgewarnt« worden war.

Während das Protokoll getippt wurde, rief ich vom Sicherheitsbüro aus den Prior von Heiligenkreuz an, der seinerseits umgehend Abt Gerhard Hradil, den Chef des Stiftes, von der »Katastrophe« verständigte. Damit waren von mir aus alle rechtlich notwendigen Schritte gesetzt worden. Ich war a) meiner Verpflichtung vor dem Gesetz nachgekommen und b) in den Besitz einer beachtlichen Exklusiv-Story gelangt. Wobei mir - bei allem journalistischen Ehrgeiz - in diesem Fall schon die Reihenfolge wichtig ist.

Vom Sicherheitsbüro aus rief ich auch Herrn Flatzelsteiner in Linz an. »Ich habe soeben Anzeige erstattet, Sie müssen den Herren von der Polizei jetzt sagen, wo sich das Skelett befindet.« Ich übergab den Hörer an Dr. Czapek, der Name und Adresse einer Spedition Roock in Wien-Meidling notierte. Drei Minuten später waren wir in zwei Autos, angeführt von einem Einsatzwagen mit Blaulicht und Folgetonhorn, unterwegs nach Meidling. Es war »Stoßzeit«, doch wir schafften die relativ weite Strecke unter Umgehung Dutzender

Verkehrsvorschriften in fünfundzwanzig Minuten. »Wozu so schnell?« fragte ich den Polizeioffizier, »das Sicherheitsbüro kann doch in diesem Fall weder ein Menschenleben retten noch einen Täter fassen.« Czapek meinte: »Wir müssen sofort handeln. Es könnte jemand vor uns dort sein und das Skelett - so es wirklich eines gibt - beschädigen, mitnehmen oder was auch immer damit anstellen.« Man müsse bei einem Kriminalfall mit allen Eventualitäten rechnen.

Es war niemand vor uns dort. Wir trafen nur einen ob des Polizeiaufgebots fassungslosen Prokuristen der Speditionsfirma an. Er hatte ein paar Tage vorher von Herrn Flatzelsteiner drei verschlossene Pakete zur Aufbewahrung übernommen, ohne auch nur die geringste Ahnung zu haben, was sich darin befände.

Die drei uns sofort vorgelegten, mit Kartons umhüllten Kisten beinhalteten den Sargdeckel, den Sargunterteil und einen wesentlich kleineren Metallkoffer, in dem sich Mary Vetseras Gebeine samt Kleidern, Schuhen etc. befanden. Als der Mann erfuhr, Welch seltsame Fracht er da verwahrte, wurde er ziemlich bleich. Die Polizei befragte ihn sofort, was er wußte. Er wußte gar nichts.

Eine halbe Stunde nach uns trafen im Hof der Spedition die Gerichtsmediziner Bauer und Szilvássy ein. Szilvássy erkannte den Metallkoffer sofort wieder, dessen Inhalt ihm ja von Herrn Flatzelsteiner als Urgroßmutter Theresia Vindona übergeben worden war. »Der Koffer steht genauso da wie vor einem Jahr, als ich das Skelett nach meiner Untersuchung darin verpackt hatte.« Nur ich wußte, daß zumindest der Schädel einmal von Herrn Flatzelsteiner kurzfristig entnommen worden war, ehe er ihn auf meinen Schreibtisch legte.

Während das Skelett, um nur ja keinen Schaden anzurichten, nicht berührt wurde, wurden Sarg und Sargdeckel aus der Verpackung geschält. Der Karton war mit einem gelben Klebestreifen der Bettenfirma »Joka« - deren oberösterreichische Vertretung Herr Flatzelsteiner innehatte - befestigt worden. Ich fragte Professor Szilvássy, ob der Zinnsarg aus den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts stammen könnte. »Eindeutig, ja«, sagte er. Und das war ein weiteres Indiz für die Echtheit der ganzen Sache.

Denn Mary Vetseras Gebeine waren nach dem Zweiten Weltkrieg umgebettet worden. Der Grund: Russische Soldaten hatten das Grab im April 1945 geschändet, weil sie darin wertvollen Schmuck vermuteten. Der ursprüngliche Kupfersarg war dabei so schwer beschädigt worden, daß das Skelett am 7. Juli 1959 in einen Zinnsarg gelegt werden mußte. Es gab noch ein Indiz: Ich hatte ein im Jahre 1959 angefertigtes Foto von der Umbettung in Händen, auf dem der damals neue Zinnsarg zu erkennen war. Die Form des Sarges stimmte mit dem jetzigen überein. Die Polizei bat mich, ihr das Foto zu Vergleichszwecken zu überlassen.

Dennoch: Ich hatte an diesem Abend und auch am darauffolgenden Morgen ein ziemlich mulmiges Gefühl in der Magengegend. Immerhin lautete unsere Schlagzeile: »Mary Vetsera aus dem Grab geraubt!« Viele Indizien sprachen dafür, daß vor uns tatsächlich die sterblichen Überreste der Geliebten des Kronprinzen Rudolf lagen. Aber Beweise? Wirklich zu beweisen war die Sache vorerst nicht. Ich persönlich schätzte die Wahrscheinlichkeit auf siebzig Prozent ein, daß es sich um die echte Mary Vetsera handelte. Nur rund dreißig Prozent sprachen nach den Informationen, über die ich

verfügte - und nach meinem Gefühl -, dagegen. Aber wehe, die dreißig Prozent würden sich bewahrheiten!

Am nächsten Morgen erfuhr ich durch Dr. Czapek, daß Mary Vetseras Gruft aufgrund meiner Anzeige sofort geöffnet werden sollte. Es war der 22. Dezember, und man stand vor dem Problem, in den Weihnachtsfeiertagen einen Steinmetz zu finden, der diese Arbeit sofort verrichten würde. Man fand einen, und es ging alles sehr zügig vor sich.

Ich hatte nicht damit gerechnet, daß die Behörden so rasch handeln würden. Hätte man das Grab nach drei, vier Monaten - so langsam mahlen ja die Mühlen des Staatsapparates im Normalfall - geöffnet, wäre unsere Schlagzeile vielleicht schon halb vergessen gewesen. Aber unter diesen Umständen: Am Tag mit der spektakulären Meldung auf unserer Titelseite wurde bereits nachgeschaut, ob Mary Vetseras Gebeine tatsächlich fehlten oder nicht!

Ich sah die hämischen Kommentare der anderen Zeitungen für den Fall, daß Mary friedlich in ihrem Grab läge, vor mir. Obwohl ich die Geschichte relativ vorsichtig formuliert hatte, konnte ich mir in meinen kühnsten Träumen ausmalen, wie uns die Konkurrenz »zerlegen« würde, wenn unsere Information falsch wäre. Ich glaube nicht, daß mich Dichand sofort entlassen hätte, aber mein berufliches Renommee wäre in so einem Fall wohl ein für alle Mal beim Teufel gewesen. Ein leitender »Krone«-Mann stellte mich an diesem 22. Dezember im Stiegenhaus der Redaktion: »Wir hätten das nicht tun sollen. Ich glaube, die Vetsera liegt drin. Aber dann: Gute Nacht!«

Die befürchtete »Gute Nacht« hätte schon zu Mittag einsetzen können. Um 12.50 Uhr wurde nämlich die erste der drei, je

zweihundert Kilogramm schweren Grabplatten gehoben. Ich selbst war nicht in Heiligenkreuz, da ich für den kommenden Tag wieder eine Doppelseite schrieb. Drei Minuten nach Heben der ersten Platte rief mich mein Kollege Christian Hauenstein von seinem Mobiltelefon vom Stiftsfriedhof aus an: »Das Grab ist leer!«

Ein Stein - mindestens so schwer wie der soeben vom Grab entfernte - fiel mir vom Herzen. Die »Hitler-Tagebücher« konnten die journalistische Blamage des Jahrhunderts bleiben. Mein Renommee war gerettet!

In der Morgenausgabe eines bunten Konkurrenzblattes - das seine Mary Vetsera-Information der »Krone« hatte entnehmen müssen - konnte man immer noch etwas von einer »grotesken Geschichte« lesen, die »aufgetaucht« sei.

Um 13 Uhr die Mittagsnachrichten im Fernsehen. Ein Live-Bericht vom Friedhof in Heiligenkreuz. Dutzende Reporter, Radio- und Fernsehtteams aus dem In- und Ausland waren da, Gerichtsmediziner, Polizisten, Gendarmen, ein entsetzter Abt, für den sich jetzt bestätigte, was er seit gestern abend befürchten hatte müssen. »Ja, das Grab war unbewacht«, sagte Gerhard Hradil in einem Interview, »die Täter hatten Gelegenheit, den Sarg herauszunehmen.«

Zu jeder vollen Stunde wurde ich in den Radionachrichten als »Aufdecker« der Affäre genannt, abends dann auch im Fernsehen. Hans Bankl war Guest einer verlängerten »Zeit im Bild«. Außenminister Dr. Alois Mock - gerade in Washington bei US-Präsident George Bush - mußte im Public-Broadcasting-Studio auf eine Leitung warten, bis in Wien die »Vetsera-Berichterstattung« abgeschlossen war.

Von »abgeschlossen« konnte freilich noch lange keine Rede sein. An diesem Abend ging's erst richtig los. In Österreich, aber auch in vielen Ländern der Welt. Mayerling sollte sich auch nach 103 Jahren noch als Thema von unvergleichlicher Sprengkraft erweisen.

Flatzelsteiners Geständnis

... UND DER MEDIENKRIEG

Mary Vetsera raubte mir den Schlaf. Die Nachricht vom Raub ihrer Gebeine ging um die Welt. Tagsüber stand ich in diesen Tagen um Weihnachten 1992 Fernseh-, Radio- und Zeitungskollegen aus vielen Ländern zur Verfügung, die von mir alles über Herrn Flatzelsteiner wissen wollten, und wie ich zu der Story gekommen sei. Ich recherchierte eine in Planung befindliche Serie über die historischen Hintergründe von Mayerling, und nachts schrieb ich die Reportage für den nächsten Tag.

Am 26. Dezember passierte dann die Geschichte mit der Taschenlampe.

Bei den drei oder vier persönlichen Gesprächen, die ich mit Flatzelsteiner geführt hatte, fragte ich ihn immer wieder nach Beweisen. Beweisen dafür, daß die in seinem »Besitz« befindlichen Gebeine tatsächlich jene der Mary Vetsera wären. Einmal sagte er mir: »Ich weiß ganz genau, daß es Mary ist, ich muß es schließlich wissen. Und zwar hundertprozentig!«

»Warum sind Sie so sicher?«

»Weil ich nachgeschaut habe.«

»Das müssen Sie mir näher erklären, Herr Flatzelsteiner!«

»Nachdem ich das Skelett gekauft hatte, war ich mir natürlich nicht sicher, ob es tatsächlich das der Vetsera ist. Eines Abends

hab' ich's nicht mehr ausgehalten und bin nach Heiligenkreuz gefahren, zum Friedhof. Dorthin, wo Mary begraben wurde.« »Und - was geschah dort?«

Flatzelsteiner behauptete, er hätte die »vorderste Grabplatte mit Hilfe von zwei Wagenhebern und einer dazwischen befestigten starken Eisenstange gehoben und den bei dieser Aktion entstandenen Spalt dazu genutzt, ins Grab hineinzuschauen. Und die Gruft war leer!« - genauer gesagt, es befand sich darin nur der alte Kupfersarg (ohne Marys Skelett) aus dem Jahre 1889, auf den 1959 der neue Zinnsarg gestellt worden war.

Richtig ist, daß der alte Sarg nach der Schändung durch sowjetische Soldaten und die danach notwendig gewordene Umbettung in der Gruft geblieben war. Natürlich erschien mir die Wagenheber-Aktion am Grab sehr eigenartig. Aber was, bitte sehr, war denn an dieser ganzen Geschichte nicht eigenartig? Ich glaubte Flatzelsteiner die Version also mehr oder weniger (obwohl sie mir natürlich keineswegs als Beweis dienlich sein konnte).

Im Zuge seiner privaten »Gruftöffnung«, sagte Flatzelsteiner, sei ihm der Vorderteil einer Taschenlampe ins Grab gefallen. So weit, so schlecht.

Wenige Tage, nachdem ich die Strafanzeige erstattet hatte, deckten eine sogenannte »Mayerling-Forscherin«, wie sie von einer Zeitung bezeichnet wurde, und ihr Kompagnon auf, daß das Gerippe der Vetsera nicht vor vier Jahren, sondern erst zwischen November 1990 und August 1991 gestohlen worden sein konnte. Die »Forscherin« - sie war übrigens einst Bedienerin im »Kronen Zeitung«-Pressehaus - erwies sich als ein derartiger Vetsera-Fan, daß sie deren Grabstätte alle paar

Monate mit einer Videokamera filmte: »Im November 1990, also zwei Jahre, nachdem sie laut Flatzelsteiner geplündert worden sein soll«, ist ihrem »Video-Protokoll« zu entnehmen, »bietet die Gruft den gewohnten Anblick. Wie immer in den vergangenen Jahren.« Doch dann kommt der 12. August 1991, an dem die Forscher »nicht glauben können, was sie da sehen: Die üblicherweise mit Grünspan bedeckte Fuge zwischen der vordersten und der mittleren Granitplatte ist breiter geworden. Die gewohnten Verwitterungsspuren sind verschwunden, die scharfen Kanten der schweren Abdeckung abgesplittert. So, als ob jemand Gewalt angewendet hätte. Und: In den Ritzen finden sich frische Granitbruchstücke! Da war jemand in der Gruft, schießt es beiden durch den Kopf ...« Sie hätte ihre Beobachtung damals schon dem Prior von Heiligenkreuz gemeldet, doch der wollte dem keine Bedeutung beimesse.

Ich rief Flatzelsteiner an. »Was sagen Sie zu der Geschichte?« »Ich weiß gar nicht mehr, was ich sagen soll. Mir geht's nicht gut, ich hab' Schmerzen im Rücken und bin nervös« - Flatzelsteiner drohte zu kollabieren.

Ich bohrte weiter: »Könnten die Fugen entstanden sein, als Sie damals in der Gruft nachgeschaut haben?«

Dankbar griff Flatzelsteiner zu. »Ja, das ist möglich.«

»Wann war das?« fragte ich.

»Das weiß ich nicht mehr so genau«, sagte der Möbelhändler.

»Herr Flatzelsteiner, denken Sie nach, es ist wichtig. Kann das Datum mit dem der Videoaufnahmen übereinstimmen?«

»Ja, das könnte sein!«

Während wir darüber sprachen, fiel mir die Geschichte mit der Taschenlampe ein. Und ich sagte zu ihm: »Ich kann das

nicht für mich behalten, damit würde ich mich strafbar machen. Im übrigen sollten Sie über die neue Sachlage mit Ihrem Anwalt sprechen.«

Worauf Flatzelsteiner den denkwürdigen Satz sprach: »Das geht leider nicht. Mein Anwalt ist herzkrank, und man darf ihn nicht aufregen!«

»Herr Flatzelsteiner, Sie sollten sich einen gesunden Anwalt suchen«, sagte ich, und der nunmehr bereits mehrfach verdächtigte »Informant« beschloß daraufhin, sich an die berühmten Anwälte in Wien, Dr. Adolf und Dr. Alfred Kriegler - Vater und Sohn -, zu wenden.

Ich veröffentlichte die Taschenlampen-Story anderntags in der »Krone«. Ich muß zugeben, daß ich Flatzelsteiner zu diesem Zeitpunkt noch immer nicht zutrauen wollte, Drahtzieher der ganzen Affäre zu sein. Ich meinte sogar, die Taschenlampe spräche eher für ihn: Er konnte ja, als er in die Gruft hineingeschaut hatte, den Taschenlampen-Vorderteil nicht mehr bergen, weil ihm nur ein ganz kleiner Spalt zur Verfügung stand, durch den hinunterzusteigen unmöglich war. Ich kombinierte: Wäre er der Grabräuber, hätte ihm nicht nur ein Spalt, sondern die ganze, riesige Graböffnung zur Verfügung gestanden, um die Lampe zu holen. Denn bei der Hebung des Sarges mußten natürlich zwei, wenn nicht alle drei Steinplatten entfernt werden. Und in diesem Fall wäre es ihm ein leichtes gewesen, seine Lampe wieder zurückzuholen. Flatzelsteiner war gerade per Bahn auf dem Weg nach Wien, um erstmals mit seinen neuen Anwälten Dres. Kriegler zusammenzutreffen, als mich Dr. Czapek vom Sicherheitsbüro anrief. Er wandte sich mit einer Bitte an mich.

Der Möbelhändler hatte mich - damals noch in keiner Weise verdächtigt, sondern auch von den Sicherheitsbehörden nur als »Informant« bezeichnet - bereits vor seiner ersten Einvernahme (zwei Tage nach meiner Anzeige) durch die Linzer Kriminalpolizei angerufen und gefragt: »Herr Markus, darf ich vor der Polizei aussagen?«

»Warum denn nicht?«

»No, weil ich doch ein Exklusivabkommen mit Ihrer Zeitung habe.«

War das Naivität, fragte ich mich später, oder versuchte er sich von Anfang an auf diese Weise vor unangenehmen Fragen zu drücken? Heute vermute ich, daß letzteres der Fall war, damals freilich mußte ich lachen. »Herr Flatzelsteiner, das Exklusivabkommen richtet sich natürlich nicht gegen die Polizei, sondern nur gegen andere Zeitungen. Sie müssen aussagen.«

Seither war eine gute Woche vergangen. Am 28. Dezember rief mich also Dr. Czapek an und bat mich, Flatzelsteiner noch einmal eindringlich mitzuteilen, wie das Exklusivabkommen zu verstehen sei. Offensichtlich berief er sich immer dann, wenn er sich in Widersprüche verstrickte, auf seinen Vertrag mit uns.

Ich sagte Czapek zu, am Dienstag vormittag ins Sicherheitsbüro zu kommen, um dort Flatzelsteiner einzubläuen, er müsse der Polizei Auskunft zu allen Fragen geben.

Anruf bei Dr. Kriegler senior: »Morgen, elf Uhr, Treffen im Sicherheitsbüro!«

Der Anwalt: »Wir entschlagen uns ab sofort der Aussage.«

»Ja, aber warum denn, um Gottes willen?« Mir war das gar nicht recht. Ich hatte Czapek zugesagt, Flatzelsteiner bei ihm zu treffen. Außerdem geriet der Möbelhändler, sobald er sich weigerte, vor der Polizei auszusagen, nur noch mehr unter Verdacht. Ich aber wollte, daß die ganze Sache restlos aufgeklärt würde. Und sagte zu Dr. Kriegler, daß ich doch sehr um Flatzelsteiners Aussage am morgigen Dienstag bitten würde.

Spätabends rief mich Kriegler senior im Auftrag seines Mandanten noch einmal an: »Wir müssen uns sofort treffen, ganz dringend.«

Es war kurz nach 22 Uhr, als ich das Restaurant »Halali« am Neuen Markt in der Wiener Innenstadt betrat. Kriegler und Sohn saßen bereits beim Abendessen. Gleich beim Hereinkommen überraschte mich der Senior mit den Worten: »Also, er war's!«

»Wie bitte?«

»Ja, der Flatzelsteiner hat's selber gemacht!«

Mir war jetzt genauso mulmig zumute wie eine Woche vorher, kurz vor der Graböffnung, als ich nicht wußte, ob die Vetsera in der Gruft liegen würde oder nicht. Flatzelsteiner war mein Informant. Wie würden die anderen Zeitungen jetzt über mich herfallen, wenn sich herausstellte, daß er selbst es war, der Mary »entführt« hatte? Dr. Kriegler versuchte mich aufzurichten. »Er wird morgen vormittag im Sicherheitsbüro aussagen, wie es wirklich war.« Im Zuge eines mehrstündigen Gesprächs, das die Anwälte in den Nachmittags- und Abendstunden mit ihrem Mandanten geführt hatten, war tatsächlich herausgekommen, daß Flatzelsteiner selbst der Täter ist. Kriegler & Kriegler nannten mir auch gleich die

Gründe für das bevorstehende Geständnis bei der Polizei:
»Unser Mandant wollte sich niemals bereichern, für eine Bestrafung wegen Diebstahls wäre aber ein Bereicherungsvorsatz erforderlich. Eine Bestrafung wegen Diebstahls kann unserer Rechtsansicht nach allein aus diesem Grunde nicht erfolgen. Und bezüglich der Störung der Totenruhe ist bereits Verjährung eingetreten. Darüber hinaus wird psychiatrisch zu untersuchen sein, ob die aus der Norm liegende Verhaltensweise des Herrn Flatzelsteiner nicht überhaupt dessen Schuldfähigkeit ausschließt.« Andernfalls wäre ein Geständnis ein gewichtiger Milderungsgrund.

Ich rief Hans Dichand zu Hause an und fragte gleich: »Wie lange haben wir noch Zeit, den ›Aufmacher‹ für die Morgenausgabe zu ändern?«

»Bis elf.«

Näheres wollte ich nicht sagen, da im »Halali« etliche Leute ums Telefon herumstanden. Den Namen Flatzelsteiner in diesen Tagen zu erwähnen, mußte Aufsehen erregen. Ganz Österreich war im »Mayerling-Fieber«.

Dichand stand schon vor der Haustür, als ich am Kaasgraben vorfuhr. Meine Frage, wie lange wir die Titelseite noch ändern könnten, hatte ihn neugierig gemacht. »Herr Dichand«, sagte ich, immer noch bleich im Gesicht, »Sie haben recht gehabt, er war's wirklich. Der Flatzelsteiner hat das Grab selbst geöffnet!«

Wichtig war's jetzt, schnell zu handeln. Wir gingen ins Haus, Dichand nahm Papier und Bleistift zur Hand und bastelte die Schlagzeile für die Morgenausgabe: »Kaufmann gibt Schändung der Vetsera-Gruft zu.« Und dann in Balkenlettern:

»Geständnis des Grabräubers«. Auf Seite 9 war ein Bericht von Dieter Kindermann zu lesen, der Adolf Kriegler noch spätabends zu Flatzelsteiners Bekenntnis, der Täter zu sein, befragt hatte.

Die Nachricht schlug am nächsten Morgen wie eine Bombe ein. Während alle anderen Zeitungen noch spekulierten, wer denn der Grabräuber sein könne, wußten es unsere Leser bereits. Diesmal war's freilich nicht nur der Kampf um eine Schlagzeile, diesmal war's mehr. Wir hatten den Grabraub aufgedeckt, und wir mußten es auch sein, die den Täter als erste nannten. Frage nicht, wie die anderen Blätter reagiert hätten, wenn *sie* unseren Informanten »überführt« hätten. So aber hatten wir nicht nur einen weiteren Vorsprung in der Berichterstattung, sondern als einzige Zeitung auch Flatzelsteiners bisherige Version widerlegt. Man konnte uns somit seriöserweise nichts vorwerfen.

Es sind halt aber leider nicht alle seriös. Und die Konkurrenz fiel über mich her. Besagtes buntes Blatt erklärte, daß auch »gegen den Journalisten einer Tageszeitung, der ihn als Helden gefeiert hat ... das Mißtrauen um sich greift«. Deutlicher wurde das Magazin »News«, das ja die Story verschlafen hatte, nachdem sie auch ihm von Flatzelsteiner angeboten worden war. Jetzt stellte es in einem Bildtext fest, »Georg Markus ... wurde sogar verdächtigt, einer der Drahtzieher des Diebstahls zu sein« (die Zeitschrift entschuldigte sich für diese klagbare Unterstellung in der nächsten Ausgabe). Den Höhepunkt der Kampagne entfachte freilich die Fernsehsendung »Schwarz auf weiß«, deren Redakteur mich eher verhören als interviewen sollte.

Kleine Pointe noch am Rande: Knapp zwei Monate, nachdem die »Mayerling-Forscherin« mit ihren Videoaufnahmen Herrn Flatzelsteiner ganz schön in Bedrängnis gebracht hatte, lud sie diesen zu Kaffee und Kuchen in ihre Wohnung ein. Die beiden Vetsera-Fans sollen sich in angeregter Atmosphäre - umgeben von Rudolf- und Mary-Fotografien, Grab-Videos und einschlägiger Mayerling-Literatur - blendend unterhalten haben.

Ein Prinz mit vielen Talenten

DAS LEBEN DES THRONFOLGERS

Wäre er je Kaiser geworden - die Geschichte unseres Jahrhunderts hätte ganz anders ausgesehen. Die Geschichte lässt solche Spekulationen freilich nicht zu.

Kronprinz Rudolf wird am 21. August 1858 - nach zwei Töchtern - als heißersehnter Thronfolger des 38jährigen Kaisers Franz Joseph und seiner 21jährigen Gemahlin Elisabeth zu Schloß Laxenburg bei Wien geboren. Es ist das Jahr, in dem Österreichs großer Feldherr Johann Josef Wenzel Graf Radetzky im Alter von 91 Jahren stirbt. Es ist auch das Jahr, in dem mit der Schleifung der Basteien und dem Bau der Wiener Ringstraße begonnen wird. Ein Schritt, mit dem der Kaiser den Grundstein zu einer modernen Weltstadt legt. Der Kronprinz wird in das Wien der Dichter Franz Grillparzer und Johann Nestroy und der Maler Hans Makart und Moritz von Schwind geboren.

Fünf Tage vor Rudolfs Geburt hatte sich im Zeremoniensaal des Schlosses Schönbrunn der große Luster aus seiner Verankerung gelöst und war mit ungeheurem Krach zu Boden gestürzt, was man bei Hof als böses Omen für die Zukunft des jüngsten Habsburgers wertete.

Eine streng militärische Erziehung sollte den Kronprinzen unter Einsatz drakonischer Strafen auf seine Aufgaben als künftiger Herrscher vorbereiten. Rudolfs Großmutter Sophie übertrug einem ebenso autoritär wie gefühllos agierenden General namens Gondrecourt die Verantwortung über den kleinen Erzherzog, dem durch die »Abhärtungsmaßregeln« seines Erziehers zweifellos bleibende psychische Schäden zugefügt wurden: Man schreckte ihn ab dem dritten Lebensjahr nachts durch Pistolenschüsse und Kaltwassergüsse aus dem Schlaf und ließ den Knirps tagsüber stundenlang exerzieren. Elisabeth durfte auf den Werdegang des intelligenten und sensiblen Knaben in der »kaiserlichen Kindskammer« praktisch keinen Einfluß nehmen.

Erst die »Geschichte mit dem Wildschwein« bringt die Wende: Leopold Graf Gondrecourt sperrt den sechsjährigen Thronfolger allein in den Lainzer Tiergarten und ruft ihm - von außen - über die Mauer zu: »Es kommt ein Wildschwein!« Das Kind brüllt und läuft um sein Leben, bis sich das Ganze als »Scherz« erweist, der Rudolf Abhärtung und Lebensertüchtigung verschaffen soll. Als die Kaiserin von der schrecklichen Episode erfährt, ist das Maß voll. Gondrecourts Drill müsse Rudolf »beinahe zum Trottel« machen, die vom General verordneten »Wasserkuren« seien ebenso »wahnsinnig« wie die übrigen Erziehungsmethoden. Elisabeth geht zum Kaiser, der, wie so oft, zögert, ob er ihr recht geben soll oder seiner Mutter Sophie, die voll und ganz hinter Gondrecourt steht.

Da stellt die sich langsam emanzipierende Elisabeth in einem am 24. August 1865 an Franz Joseph gerichteten Ultimatum schriftlich klar: »Ich wünsche, daß mir vorbehalten bleibe

unumschränkte Vollmacht in allem, was die Kinder betrifft, die Wahl ihrer Umgebung, den Ort ihres Aufenthalts, die komplette Leitung ihrer Erziehung, mit einem Wort, alles bleibt mir ganz allein zu bestimmen, bis zum Moment ihrer Volljährigkeit.« Sollte der Kaiser auf diese Forderungen nicht eingehen, droht Elisabeth, würde sie ihn für immer verlassen. Franz Joseph hat keine andere Wahl, Rudolf erhält in Joseph von Latour einen neuen Erzieher, der für seinen Lebensweg, vor allem aber für sein liberales Weltbild bestimmend wird. Der fortschrittlich denkende Latour vermittelt dem Kronprinzen die Zeichen der neuen Zeit, Kadavergehorsam und Drill werden von Verständnis und menschlicher Wärme abgelöst. Da der human denkende Erzieher für die Auswahl der Lehrer Rudolfs verantwortlich ist, zeichnet sich auch im Privatunterricht für den Kronprinzen eine günstige Entwicklung ab.

Der Geschichtslehrer Joseph Zhisman machte den wißbegierigen Knaben mit den Ideen der Revolution des Jahres 1848 vertraut und begeisterte ihn für Demokratie und soziales Engagement. Während Kaiser Franz Joseph vom Gottesgnadentum seiner Position überzeugt war, reifte in Rudolf ein sehr weltlich geprägtes, fortschrittliches Standesbewußtsein. »Was den Charakter Seiner kaiserlichen Hoheit betrifft«, wird der Zehnjährige von seinem Erzieher Joseph Latour beschrieben, »so hat er ein gutes edles Herz, viel Ehrgeiz und gibt nicht zu, daß jemand anderer in seinem Alter etwas Besseres leiste, neigt jedoch zu optimistischen Anschauungen und sucht womöglich das Unangenehme zu vergessen. Er beobachtet die Menschen scharf, und seine Beurteilung ist oft treffend. Für Schmeicheleien ist der

Kronprinz nicht empfindlich.«

Kritisch äußert sich Latour nur darüber, daß Rudolf hin und wieder dazu neigte, die Unwahrheit zu sagen. »Dies war das einzige, warum ich Seine kaiserliche Hoheit mit sehr scharfen und sehr empfindlichen Worten angehen mußte.« Eine besondere Begabung zeigte der künftige Erbe des Habsburgerreiches im Sprachunterricht - Rudolf lernte Tschechisch, Ungarisch, Polnisch und Französisch.

Die besten Lehrer - an der Ausbildung des Kronprinzen waren fast fünfzig Pädagogen beteiligt - konnten freilich nicht verhindern, daß Rudolf in völliger Isolation, ohne jede familiäre Geborgenheit, aufwuchs. Getrennt von seinen Schwestern - Sophie, die Erstgeborene, war zwei Jahre vor seiner Geburt gestorben, die um zwei Jahre ältere Gisela und die um zehn Jahre jüngere Marie Valérie lebten in ganz anderen Bereichen der riesigen Hofburg und des noch größeren Schlosses Schönbrunn -, hatte er auch kaum Kontakt mit seinen Eltern. Seine Mutter verbrachte den Großteil des Jahres, ständig auf der Flucht vor ihrem Mann, außerhalb der Grenzen der Monarchie. Und Franz Joseph kümmerte sich von früh bis spät pedantisch um die Staatsgeschäfte, sodaß er für die Sorgen und Nöte seiner Kinder weder Zeit noch Geduld aufbringen konnte. Rudolf sah seine Eltern praktisch nur an hohen Feiertagen, bei offiziellen Anlässen, Paraden und Jagden. Österreichs Thronfolger wuchs fast wie eine Vollwaise auf.

Eine besondere Härte war es wohl, daß ihm vom Kaiser untersagt wurde, das zu studieren, was ihn so brennend interessierte. Rudolf begeisterte sich, neben Geschichte und Geographie, im besonderen für die Naturwissenschaften,

liebte die Tier- und Pflanzenwelt. Im ultrakonservativen Denken Franz Josephs war aber der Besuch einer Hochschule für ein Mitglied des Kaiserhauses »nicht standesgemäß«. So war der Kronprinz - seit seiner Jugend ein Anhänger der Lehre Charles Darwins - darauf angewiesen, sich auf privater Basis jenes Wissen zu erwerben, das ihm auf akademischem Weg verschlossen bleiben mußte. Er freundete sich mit dem berühmten Ornithologen und Zoologen Alfred Brehm an (der dem Thronfolger zwei Bände von »Brehms Tierleben« widmete) und begleitete diesen auf Forschungsreisen durch Ungarn und Spanien. Rudolf verfaßte eine Anzahl vielbeachteter Aufsätze und brachte als zwanzigjähriger Privatgelehrter sein erstes Buch heraus, das er nach Absolvierung einer naturwissenschaftlichen Studienreise »Fünfzehn Tage auf der Donau« nannte. Der von Experten als Vogelkundler anerkannte Erzherzog wurde zum Ehrenmitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und zum Doctor honoris causa der Universitäten Wien, Budapest und Krakau ernannt.

Rudolf war auch ein begabter Zeichner, mußte aber, statt all seinen Neigungen und Schwärmereien nachzugehen, eine politische und militärische Ausbildung absolvieren, obwohl er wußte, in absehbarer Zeit doch nicht in die Lage zu kommen, seine »Berufsausbildung« zum Monarchen auch verwerten zu können. Denn Franz Joseph erfreute sich bester Gesundheit und dachte nicht daran, zugunsten seines Sohnes auf den Thron zu verzichten.

Obwohl sich der sensible junge Mann für die militärische Laufbahn keineswegs begeistern konnte, nahm er die ihm als Offizier gestellten Aufgaben sehr ernst - es waren ja auch die

einzigsten, die ihm von seinem Vater übertragen wurden. Bereits am zweiten Tag seines Lebens zum Oberst und Regimentsinhaber des 19. Infanterieregiments ernannt, erklomm Rudolf sehr rasch die, natürlich nur durch seine Herkunft erklärbare, Karriereleiter: mit 22 Jahren Generalmajor und Kommandant eines Prager Regiments, mit 24 Feldmarschalleutnant. In den fünf Jahren am Hradschin unternahm er den Versuch, sich den tschechischen Nationalisten politisch zu nähern. Ab 1883 »diente« er in der Haupt- und Residenzstadt, wobei er das Regiment als seine »eigentliche Heimat« bezeichnete und sein Leben lang innerlich an der Armee festhielt, die für ihn das letzte Bollwerk der Doppelmonarchie war. Auch als Militär zeigte er soziales Engagement, setzte sich für die Erhöhung der Offiziersgagen und eine Verbesserung der Mannschaftskost ein. Seine Verbundenheit mit dem Heer ging immerhin so weit, daß er sich 1883 mit Erzherzog Johann Salvator - der später als Johann Orth das Kaiserhaus verließ und auf alle seine Privilegien verzichtete - in einen aufsehenerregenden Streit einließ: Während sich sein Cousin in einem Vortrag im Wiener Militärkasino mit den Worten »Man drille nicht, man erziehe« gegen die Fortsetzung überstrenger Ausbildungsmethoden in der Armee aussprach, antwortete der Kronprinz - diesmal geradezu konservativ und bewußt provokant: »Man drille und erziehe!«

Rudolf, dem ebenso wie seiner Mutter das strenge höfische Leben verhaßt war, entwickelte neben seiner militärischen Laufbahn auch tausend Ideen, die politische, ökonomische und soziale Situation in der Monarchie zu verändern, den Siegeszug von Technik und Wissenschaft zu beschleunigen. Er

dachte, obwohl er den Begriff des Sozialismus ablehnte, für damalige Verhältnisse in vielen Fragen »links«, bewunderte die Französische Revolution, deren Ideen und Prinzipien Europas Völker »aus dem Leichenhaufen der Guillotine ... verjüngt, gekräftigt und veredelt« hätten. Rudolf sprach sich für eine Verkürzung der Arbeitszeit und für ein Verbot der Kinderarbeit aus. Durch seinen Lehrer Carl Menger - den Gründer der österreichischen Schule der Nationalökonomie - lernte er liberale Wirtschaftsthesen mit sozialem Engagement zu verbinden. »Aus seinen Fragen und Bemerkungen war zu erkennen«, sagte Professor Menger später, »daß Rudolf schon als Jüngling ganz von dem Bewußtsein seines hohen Berufes erfüllt war.«

Eine der vielen für die Weltgeschichte um Jahrzehnte »zu früh« erhobenen Forderungen des jungen Rudolf lautete: »Die Institution des Eigenthums hat auch ihre unleugbaren Schattenseiten; eines der größten Übel desselben ist der im Laufe der Entwicklung entstandene krasse Unterschied zwischen arm und reich. Deshalb müssen wir vom idealen Standpunkt aus gesehen ziemlich gleich vertheilten Reichthum und Wohlstand aller als eine Quelle sittlicher Entwicklung betrachten.«

Es war Rudolfs Tragödie, all seine Ideen niemals umsetzen zu können, zum endlosen Warten verurteilt zu sein. Hilflos mußte er mitansehen, wie die nationalen Unterschiede in der Monarchie immer größer wurden und die Unruhen zunahmen, während er aus der Politik gedrängt wurde. Wie Kaiserin Elisabeth unangepaßt und freisinnig, in vielem geradezu revolutionär denkend, wurde der Kronprinz zum Außenseiter am Wiener Hof.

Ebenso wie seine Mutter hielt er den Thron für eine überholte Institution, sah sich im Freundeskreis sogar als künftiger »Präsident einer Republik«. Er war nicht gegen die Monarchie, ganz im Gegenteil, er wollte das Erbe seiner Väter mit aller Kraft erhalten, aber er gab ihr keine realistische Zukunftschance. Seinem Vorbild Josef II. nacheifernd, fühlte sich Rudolf dem liberalen Bildungsbürgertum weit mehr verbunden als der ihn langweilenden Aristokratie oder gar dem damals übermächtigen Klerus. »Das Königtum steht da«, hinterließ er in seinen Schriften, »eine mächtige Ruine, die von heute auf morgen bleibt, doch endlich sinken wird. Jahrhunderte hat es gehalten, und solange das Volk sich blind leiten ließ, war es gut, doch jetzt ist seine Aufgabe zu Ende, frei sind alle Menschen, und beim nächsten Sturm sinkt diese Ruine.« - Es waren nicht die einzigen prophetischen Worte des Kronprinzen.

Wir wissen nicht, ob Rudolf ein großer Staatsmann geworden wäre, ob er Österreich-Ungarn hätte retten können - wir können nur annehmen, daß er die Fehler, die begangen wurden, zumindest in dieser Form nicht begangen hätte. Doch er sah, so lange er lebte, keine Chance, irgend etwas ändern, verbessern, bewirken zu können. Wie so vielen Königskindern war es auch Rudolf beschieden, die typische »Kronprinzen-Tragödie« zu durchleben. Nicht nur er war zu der menschlich kaum verkraftbaren Rolle ausersehen worden, als Thronfolger auf den Tod des eigenen Vaters (oder der Mutter) warten zu müssen. Die Geschichte kennt viele solcher Beispiele, wenn auch mit unterschiedlichem Ausgang. Auch der Habsburger Josef I. mußte relativ lange warten, ehe sein Vater, Kaiser Leopold I. - der fast fünfzig Jahre regiert hatte -, im Jahre 1705

starb. Josef selbst waren nur sechs Regierungsjahre beschieden, dann wurde er von den damals grassierenden Blättern dahingerafft. Dem mehr als neunzig Jahre alt gewordenen deutschen Kaiser Wilhelm I. folgte dessen Sohn Friedrich III., der nach nur 99tägiger Regentschaft seinem Kehlkopfkrebs-Leiden erlag. Englands Edward VII. war sechzig, als er endlich an die Macht kam. Seine Mutter Victoria war 81 Jahre alt geworden und hatte insgesamt 63 Jahre regiert. Nach Rudolf mußte auch Erzherzog Franz Ferdinand bis zu seiner Ermordung in Sarajewo eine Thronfolger-Tragödie erleiden. Und in jüngster Zeit ist es Englands Prinz Charles, dem das Schicksal jahrzehntelanges Warten auferlegt. Jahrzehnte, die der Vorbereitung auf den Herrscherberuf gewidmet sind, ohne von bedeutsamen Aufgaben erfüllt zu werden.

Kronprinz Rudolf kam sich nutzlos vor. Versuche, seinen Vätern von den eigenen, progressiven Gedanken zu überzeugen, scheiterten an der starren Haltung des Kaisers, der Rudolf von sämtlichen Regierungsgeschäften fernhielt. Es war dem Kronprinzen - wie allen Untertanen - nicht einmal erlaubt, dem Kaiser eine Frage zu stellen oder unaufgefordert auch nur ein bestimmtes Thema anzuschneiden.

Der Konflikt zwischen den beiden ersten Männern des Staates war vorprogrammiert. Rudolf (in einem Brief an seinen ehemaligen Erzieher Latour) über seinen Vater: »Unser Kaiser hat keinen Freund, sein Charakter, sein Wesen lassen das nicht zu. Er steht verlassen auf seiner Höhe; mit seinen Dienern spricht er über Berufsgeschäfte jedes einzelnen, doch ein Gespräch vermeidet er ängstlich: darum weiß er so wenig über das Denken und Fühlen der Leute, über die Ansichten und

Meinungen des Volkes ... In den Zeitungen liest er nur die rot bezeichneten Stellen.«

Wenn es in seltenen Fällen zu einem Gespräch zwischen Rudolf und dem Kaiser kam, bemühte sich Franz Joseph nicht einmal, auf die ambitioniert vorgetragenen Ansichten seines Sohnes einzugehen, sondern wies sie geringschätzig mit den Worten »Der Rudolf plauscht schon wieder« von sich.

Da ihm der »Plausch« mit dem Vater - den er als Autorität zwar respektierte, dem er aber menschlich und politisch nie wirklich nahekommen konnte - zusehends sinnlos erschien, suchte Rudolf den Kontakt zu ganz anderen Kreisen. Er schloß sich liberalen Zirkeln an, zeigte seine Sympathie für die Welt der Freimaurer, verbrüderte sich mit Kutschern und Heurigensängern, schrieb anonyme Kommentare für das »Neue Wiener Tagblatt« seines Freundes Moriz Szeps, in denen er immer wieder die Regierung des Ministerpräsidenten Eduard Graf Taaffe, einem der engsten Vertrauten seines Vaters, kritisierte. Moriz Szeps, der einer angesehenen jüdischen Familie entstammte, zählte zu den profiliertesten Journalisten seiner Zeit. Er war 1881 durch Carl Menger mit dem Kronprinzen bekannt geworden und konnte ihn als Autor für sein vielgelesenes und einflußreiches Blatt gewinnen. Die Zusammenarbeit war für beide Teile fruchtbar: Rudolf versorgte den Chefredakteur und Zeitungsherausgeber mit Hofnachrichten, Moriz Szeps wiederum - durch die Heirat seiner Tochter Sophie mit Georges Clemenceau verschwägert - ließ dem politisch von seinem Vater völlig isoliert gehaltenen Kronprinzen Informationen aus Frankreich, aber auch aus anderen Staaten zukommen.

Rudolf, dessen Sehnsucht nach einer Vaterfigur bis dahin unerfüllt blieb, sah in dem um vierundzwanzig Jahre älteren Moriz Szeps einen väterlichen Freund, den er - ganz im Gegensatz zu Franz Joseph - aus vollem Herzen bewundern konnte und dem er sich »durch Ideen- und Gesinnungsgemeinschaft verwandt« fühlte.

Schon nach etwas mehr als einem Jahr flog die vielen seltsam erscheinende Kooperation des Thronfolgers mit dem linksliberalen Journalisten auf und führte bei Hof zu einem gigantischen Skandal. Der konservative Erzherzog Albrecht informierte den Kaiser, worauf Rudolf rund um die Uhr überwacht wurde und ab sofort auch in seinen privaten Aktivitäten stark eingeschränkt war.

Politische Hauptgegner des Kronprinzen und seiner journalistischen Freunde waren die durch den rechtsradikalen Abgeordneten Georg Ritter von Schönerer angeführten Deutschnationalen, die mit ihrem »alldeutschvölkischen« Gedankengut für eine Auflösung der Monarchie eintraten, um danach deren deutschsprachige Teile mit dem Deutschen Reich verschmelzen zu können. Antisemiten und Nationalisten waren es auch, die Szeps' Zeitung am meisten bekämpften. Der Haß der militanten Extremisten ging so weit, daß Schönerer am 8. März 1888 gewaltsam in die Redaktionsräume des »Tagblatts« drang und gegen mehrere Journalisten tatsächlich vorging, die den Tod des deutschen Kaisers Wilhelm I. zu früh gemeldet hatten. Schönerer wurde deshalb zu vier Monaten Kerker verurteilt, er verlor auf fünf Jahre das aktive und passive Wahlrecht sowie sein Reichsratsmandat, seinen Adelstitel und seinen Reserveoffiziersrang.

Immerhin wurde aber, auf Anweisung des Ministerpräsidenten Taaffe, auch das »Tagblatt« vorübergehend verboten. Rudolfs politische Überzeugung von Liberalität und Humanismus hatte sich durch diese polizeiliche Maßnahme freilich nur noch verstärkt. Wie kaum einer seiner Zeitgenossen erkannte der Kronprinz die fatale Entwicklung, die sich mit demagogischem Rassenhaß ankündigte. Hier wußte er sich mit seinem Vater einer Meinung, der nach den Ausschreitungen um die Bürgermeisterwahl Karl Luegers an Elisabeth schrieb: »Der Antisemitismus ist eine bis in die höchsten Kreise ungemein verbreitete Krankheit ... Die Auswüchse sind entsetzlich.« Außenpolitisch segelte Rudolf diametral gegen den eingeschlagenen Kurs. Während Kaiser und Taaffe ihrem Bündnis mit dem Deutschen Reich eisern die Treue hielten, sprach sich Rudolf in Kommentaren und Leitartikeln für eine Annäherung an England und Frankreich aus. Sowohl in der Innen- wie in der Außenpolitik der Regierung sah der Kronprinz mögliche Gründe für den sich unaufhaltsam ankündigenden Zusammenbruch des Habsburgerreichs. In einer kleinen Notiz zu den Problemen am Balkan bewies der Thronfolger geradezu hellseherische Fähigkeiten, wenn er davor warnt, in Belgrad könne eine antiösterreichische Regierung ans Ruder kommen, die der Monarchie in den okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina zu schaffen mache: »Dieser Zustand wird uns durch Unerträglichkeit zum Handeln drängen. Ein Einmarsch in das uns dann feindlich gesinnte Serbien gibt den Anlaß zum Krieg mit Rußland, den wir beginnen werden mit einem durchwegs antiösterreichischen Balkan vom Schwarzen Meer bis zur

Adria ... Nicht allein die Gegenwart steht auf dem Spiel, doch vielmehr noch die ganze Zukunft, für die man auch den kommenden Generationen verantwortlich ist.«

Seine journalistischen und schriftstellerischen Tätigkeiten beschränkten sich nicht nur auf das Ressort Politik. Neben den erwähnten ornithologischen Veröffentlichungen und mehreren Reiseschilderungen (»Eine Orientreise«, 1881 in zwei Bänden erschienen, erregte großes Aufsehen und wurde ins Englische und Italienische übersetzt), verfaßte er auch Beiträge über die von ihm über alles geliebte Jagd und schrieb eine (namentlich nicht gezeichnete) kritische Broschüre über Spiritismus. Gemeinsam mit seinem Lehrer Carl Menger - der ihn als »ausgezeichneten Feuilletonisten« bezeichnete - gab Rudolf 1878 in München das berühmte Pamphlet »Der österreichische Adel« heraus, dem er darin das Recht abspricht, sich »lediglich dem Lebensgenuss zu widmen«. Die Aristokraten hätten vielmehr »die Standespflicht, die ihnen anvertrauten staatlichen Aufgaben als Männer zu erfüllen, als Jünglinge sich aber für dieselben vorzubereiten. Solange das Bewußtsein dieser Pflicht nicht in dem österreichischen Adel und jedem Mitglied desselben lebt, solange es nicht für eine Ehre gilt, dieser Pflicht nachzukommen, und für eine Schmach, sich derselben zu entziehen, solange ist eine Besserung der gegenwärtigen Zustände unseres Adels nicht zu erwarten und die heutige Stellung desselben im hohen Grade bedroht.« - Wie so oft in Rudolfs Leben, zeigt sich auch hier seine ganze Widersprüchlichkeit. Denn als Vorbild der Pflichterfüllung ist gerade er, der zu den ersten Repräsentanten des Adels zählte, keineswegs in die

Geschichte eingegangen.

Rudolfs bedeutendste Veröffentlichung ist die in 24 Bänden erschienene Monumentalausgabe »Österreichisch-Ungarische Monarchie in Wort und Bild«. Als Protektor des Werkes und Autor zahlreicher Beiträge bietet er hier gemeinsam mit namhaften Künstlern und Wissenschaftlern eine umfassende Zusammenstellung aller Kronländer, zu denen er sich darin glühend bekennt. Unter den 430 Mitarbeitern der als »Kronprinzenwerk« populär gewordenen Bücher befanden sich prominente Zeitgenossen wie Carl Menger, Anton Gindely, Emil Zuckerkandl, Eduard Hanslick und Peter Rosegger. Auf hohem Niveau und sehr engagiert schreiben die Autoren auf insgesamt 12000 Seiten über historische, wirtschaftliche und kulturelle Eigenheiten, über die besondere Lebensart der jeweiligen Bevölkerung und über die Vielfalt der Nationalitäten. Die letzten der auf deutsch und ungarisch erschienenen Bände gingen erst nach Rudolfs Ableben in Druck, der erste war am 1. Dezember 1885 feierlich dem Kaiser übergeben worden, der das ganze Projekt ideell und finanziell unterstützt hatte.

»Es wird mir eine unvergeßliche Szene bleiben«, schildert Maurus Jokai, der ungarische Redakteur des Werkes, den Empfang durch Franz Joseph in der Hofburg: »Der Königssohn als Schriftsteller vor seinem Vater, dem gekrönten Herrscher der österreichisch-ungarischen Monarchie, der die erste Knospe seiner literarischen Arbeit dem obersten Kriegsherrn so überreichte, wie eine Trophäe! Und das Antlitz des Herrschers widerstrahlte unwillkürlich die Herzensfreude des Vaters. Er gab seinem Sohn eine gnädig aneifernde Antwort, er mahnte ihn zur Ausdauer, gab seiner



Rudolf übergibt dem Kaiser Band eins des »Kronprinzenwerkes«.

Zufriedenheit Ausdruck, sodann wandte er sich zu mir und fragte mich: ›Hat denn wirklich mein Sohn diesen einleitenden Artikel selbst geschrieben?‹

Die Szene war typisch für die Beziehung zwischen Franz Joseph und Rudolf. Einerseits zeigt sie einen gewissen väterlichen Stolz, andererseits aber auch die Unfähigkeit des Kaisers, Rudolf irgendeine Leistung zuzutrauen.

Der Vater-Sohn-Konflikt schritt indes fort. Zu unterschiedlich waren die beiden Männer. Franz Joseph, der konservative,

integre erste Diener des Staates, dem in der Pflichterfüllung jedes Gefühl menschlicher Wärme abhandengekommen zu sein schien. Und Rudolf, der fortschrittlich denkende Intellektuelle, von dem der große Chirurg Theodor Billroth am Tag seines Todes schrieb: »Über die hohe Intelligenz des Kronprinzen kann unterdenen, die ihn kannten, kein Zweifel bestehen. Er war eine Josef II. und Max von Mexiko verwandte Natur.«

Rudolf wäre für viele wohl der Regent fürs 20. Jahrhundert gewesen. Mayerling setzte diesem Traum ein Ende.

Die Geschichte, meinte ich am Beginn dieses Kapitels, lässt Spekulationen nicht zu. Versuchen wir's dennoch. Rudolf ohne Mayerling hätte bedeuten können: Ein Jahrhundert ohne Krieg. Denn mit Rudolf hätte es keinen Franz Ferdinand, ohne Franz Ferdinand kein Sarajewo, ohne Sarajewo keinen Ersten Weltkrieg gegeben. Und ohne Ersten wohl auch keinen Zweiten. Eine sehr gewagte Spekulation, zugegebenermaßen. Aber träumen wird man ja noch dürfen.

Die Träume von einer besseren Welt, die waren schließlich auch die eigentliche Größe des unglücklichen Rudolf.

Ein Ratschlag aus der Kapuzinergruft

»OPERATION HAMLET« UND DAS MAYERLING-SYNDROM

Einen Tag nach seinem Geständnis bei seinem Anwalt gab Helmut Flatzelsteiner in einem sechsstündigen Verhör durch Beamte des Wiener Sicherheitsbüros in Anwesenheit von Dr. Kriegler junior zu Protokoll, wie sich der Grabraub von Heiligenkreuz tatsächlich abgespielt hatte. Meinem Kollegen Dieter Kindermann verriet er die Details aus dem Polizeiakt.

»Warum haben Sie bisher die Unwahrheit gesagt?« fragte Kindermann den Möbelhändler in der Kanzlei seiner Anwälte.
»Aus Angst«, sagte Flatzelsteiner.

»Angst wovor?«

»Ein Mensch, der Angst hat, braucht kein Motiv«, erwiderte er knapp. Um dann mit erhobenen Händen zu berichten, wie er auf die »verhängnisvolle Idee« gekommen sei: »Ich kaufte alle Bücher, die es über den Tod von Erzherzog Rudolf und dessen Geliebter gibt, und war besessen von der Idee, den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Psychische Probleme sind auch noch dazugekommen, nach dem Tod meiner Frau.«

»Aber Herr Flatzelsteiner, das entschuldigt doch eine Grabschändung nicht«, hielt ihm Kindermann vor.

»Mich haben die Gebeine nicht interessiert, sondern die historische Wahrheit: Wie Mary Vetsera ums Leben

gekommen ist, durch Kopfschuß, Gift, Beilhieb oder Abtreibung. Ich habe die Gruft in Heiligenkreuz fotografiert und vermessen, damit ich weiß, wie viele Wagenheber, Stangen und Platten ich für die Graböffnung benötige.«

Etwas später, am 31. Jänner 1993, gibt Flatzelsteiner in einem Interview für das deutsche »Spiegel TV« an, der für sein Vorhaben entscheidende Satz hätte sich im Buch des Arztes Gerd Holler gefunden, der auf Seite 360 behauptet, »daß der Schlüssel zum Geheimnis von Mayerling nur in den sterblichen Überresten Mary Vetseras liegen kann.« Als er das las, wußte Flatzelsteiner, daß es seine Mission sei, zur Tat zu schreiten.

Der Möbelhändler will tatsächlich 1988 in einer Discothek in Budweis zwei Burgenländer kennengelernt und ihnen von seinem abenteuerlichen Plan erzählt haben (ein anderes Mal behauptete er, es seien zwei Männer aus seinem Bekanntenkreis gewesen, deren Namen er aber nicht nennen werde). »Ich habe mich erst drei Jahre später aufgerafft, mein Vorhaben zu verwirklichen, als mich die beiden in Linz besuchten. Sie haben mich gefragt, ob ich mich traue. Ich habe darauf erwidert: ›Macht's mit?‹«

Noch am Abend desselben Tages, wahrscheinlich war es der 8. Juli 1991, fuhr Flatzelsteiner mit seinen Komplizen in einem blauen Ford Transit-Bus nach Heiligenkreuz. Als Marschgepäck im Fahrzeug vier Wagenheber, Eisenstangen, Platten und Rundholz, »damit ja kein Grashalm auf der Gruft gekrümmmt wird«. Die Gruftöffnung erfolgte etwa um 22 Uhr und verlief reibungslos, so wie es Flatzelsteiner jahrelang generalstabsmäßig geplant hatte.

Als der Sarg in der Dunkelheit vor ihm lag, begrüßte Flatzelsteiner, wie er später erzählte, die Gebeine der Geliebten Kronprinz Rudolfs mit den englisch gesprochenen Worten: »Dear Mary, we'll have a good time!«

In den frühen Morgenstunden des nächsten Tages kam Flatzelsteiner mit seiner seltsamen »Beute« nach Hause. Er warf eine Decke über den entwendeten Sarg und ließ ihn über eine Rutsche in seinen Linzer Keller gleiten. »Am nächsten Tag hab' ich mir den Kopf zerbrochen, wie ich den zugelöteten Sarg öffnen könnte«, schilderte er den wohl makabersten Teil seines Abenteuers. »Ich habe einen Facharbeiter der Wiener Kapuzinergruft telefonisch um Rat gefragt. Er hat mir gesagt: ›Wir stemmen die Zinnsärge immer auf.‹«

Der Möbelhändler war »restlos enttäuscht«, als er den Sarg schließlich mit einer Trennscheibe geöffnet hatte. »Ich hatte etwas Schönes erwartet. Aber es war alles naß, schmutzig und hat schrecklich gestunken. Ich habe mich an das Reinigen der Gebeine gemacht, so als würde mir ein Anthropologe über die Schulter schauen. Die sterblichen Überreste wurden von mir zum Trocknen an einem schattigen Platz meines Gartens auf Platten gelegt.«

Und dann ging der Amateurforscher auf seine Weise daran, das Geheimnis von Mayerling zu enträtseln: Er »sortierte die völlig ungeordneten Knochen aufgrund der Angaben eines anatomischen Buches« und knipste die (mir später übergebenen) Fotos. Danach zog er jene Gutachter bei, denen er die erfundene Geschichte von den Gebeinen seiner Urgroßmutter erzählte.

Einige Tage nach seinem Geständnis telefonierte ich noch einmal mit Helmut Flatzelsteiner. Zum ersten Mal sprach ich

mit ihm im Bewußtsein, daß er nicht bloß Käufer des Skeletts, wie er immer sagte, sondern Täter war. Er hatte mich durch seine Eskapade einerseits zur Story meines Lebens, andererseits aber auch in ganz schöne Schwierigkeiten gebracht, weil mir diverse Medien nun vorhielten, ich hätte ihn für einen »Informanten«, nicht aber für den Täter gehalten (in solchen Fällen sagte ich immer, daß es ja nicht meine Aufgabe war, ihn zu überführen, sondern die der Polizei).

Ich fragte Flatzelsteiner jetzt, ob es denn so leicht gewesen sei, Ärzte zu finden, die ohne nähere Erklärung das Skelett seiner »Urgroßmutter« Theresia Vindona untersuchten. Eigentlich hätte es diesbezüglich keine Probleme gegeben, meinte Flatzelsteiner, nur Dr. Heinrich vom Histologischen Institut der Universität Wien verlangte einen Nachweis dafür, daß er mit Theresia Vindona tatsächlich verwandt sei. Daraufhin habe er, Flatzelsteiner, einen Stammbaum seiner eigenen Familie konstruiert, in den er einfach den Namen Theresia Vindona als den seiner Urgroßmutter einzeichnete. Dr. Heinrich fiel dabei übrigens eine kleine Ungereimtheit auf: Theresia Vindona, die Urgroßmutter, hatte laut Flatzelsteiners Stammbaum keine Kinder!

Dennoch schickte ihn der Arzt samt »kinderloser Urgroßmutter« zu Professor Szilvássy ins Gerichtsmedizinische Institut. Und den fragte ich im Zuge meiner späteren Recherchen, ob denn jeder mit einem Skelett kommen könne, um es untersuchen zu lassen. Szilvássys Antwort: »Am Institut für Gerichtsmedizin werden pro Jahr 100 bis 150 Leichen oder Skelette zur Identifizierung (Feststellung des individuellen Lebensalters, Bestimmung des Geschlechts, Liegezeit im Erdreich etc.) übernommen. Der

überwiegende Anteil wird über Antrag der Staatsanwaltschaft auf Feststellung der Todesursache untersucht. Darüber hinaus werden auch Skelette durch Privatpersonen zu uns gebracht, die meist bei Baggerarbeiten, im Wald, bei Haus- oder Straßenbau entdeckt wurden. Ab vierzigjähriger Liegezeit gibt es keine gerichtliche Verfolgung und daher auch keine Anzeigepflicht.« Und dies traf eben auf die vor hundert Jahren verstorbene »Theresia Vindona« zu.

Flatzelsteiners Verteidiger Dr. Kriegler meinte unmittelbar nach der Einvernahme: »Mein Mandant wollte nur der historischen Wahrheit über den Tod der Mary Vetsera zum Durchbruch verhelfen. Als Ergebnis des psychiatrischen Gutachtens könnte sich herausstellen, daß er an einer Störung leidet, die ich, sagen wir einmal, Mayerling-Syndrom taufen will.«

Unter dem Titel »Operation Hamlet« (»wie weiland Dänenprinz Hamlet, der von zwei Totengräbern den Schädel des königlichen Spaßmachers Yorick in Empfang nahm ...«) schilderten Klaus Kamolz und Alfred Worm in der nächsten »Profil«-Ausgabe den »Kriminalfall des Jahrhunderts«. Und bezeichneten das von Dr. Kriegler entdeckte »Mayerling-Syndrom« als »eine noch nicht in den medizinischen Sprachgebrauch übergegangene Veränderung jenes Denkapparats, der das Gestern vom Heute trennt und als Symptom den unstillbaren Drang, das Rätsel von Mayerling lösen zu wollen, aufweist«.

Von Hebammen und dunklen Mächten

ZWEI VERSIONEN: ABTREIBUNG UND MORD

Der Wunsch, nach mehr als hundert Jahren zu erreichen, was Historikern, Ärzten und anderen Wissenschaftern versagt blieb, hatte den Linzer Möbelhändler Helmut Flatzelsteiner also zu seinem seltsamen Vorhaben getrieben: Endlich Licht ins Dunkel der Kronprinzentragödie zu bringen, endlich das Rätsel von Mayerling »zu lösen«.

Das Rätsel von Mayerling. Wie konnte es überhaupt so weit kommen, daß der Tod eines jungen Liebespaars mehr als hundert Jahre nach der Tat immer noch so viele Menschen bewegt? Die Antwort aus heutiger Sicht: Gerade die Taktik des Hofes, alles geheimhalten zu wollen, war es, die das genaue Gegenteil bewirkte. Hätte eine Kommission im Jahre 1889 die Vorgänge im Jagdschloß des Kronprinzen rückhaltlos aufzuklären versucht, hätte man sofort eingestanden, daß es nicht eine, sondern zwei Leichen gab - der Mayerling-Mythos wäre, zumindest in dieser Form, über so lange Zeit nicht aufrechterhalten worden.

So aber war der Spekulation Tür und Tor geöffnet. Und es hat sich in hundert Jahren nichts daran geändert: Nach wie vor kursieren Dutzende Versionen, die alle die »wahre Todesursache« Rudolfs und Marys »beweisen« wollen. Mir schrieben und mich riefen in den Tagen und Wochen während

der Berichterstattung um den Grabraub von Heiligenkreuz zahllose »Zeugen« an, deren Groß- oder Urgroßväter Hofjäger, Kammerdiener, Leibkutscher, Verwandte oder Freunde des Kronprinzen waren, und jeder hatte seine Version des Dramas parat: Mord, Selbstmord, Folgen einer Abtreibung, mit Sektflasche erschlagen, vergiftet, Jagdunfall, Eifersuchtstragödie, Opfer eines politischen Attentats ... der Phantasie waren - und sind - keine Grenzen gesetzt.

Welche aber sind die - neben dem Doppelselbstmord - relativ ernstzunehmenden möglichen Versionen der Tragödie? In den vergangenen Jahren waren es zwei Thesen, die für ungeheures Aufsehen sorgten: Marys Tod durch Abtreibung mit anschließendem Selbstmord des Thronfolgers und ein »Mordkomplott ausländischer Mächte«.

Der Arzt und Mayerling-Forscher Gerd Holler vertritt die erstmals 1980 in seinem Mayerling-Buch publizierte Schwangerschafts-Theorie. Seine Indizien:

Constantin Graf Nigra, der italienische Botschafter in Wien, meldete unmittelbar nach dem Drama von Mayerling an seine Regierung in Rom: »Neben dem Kronprinzen sei in Mayerling ein Mädchen gefunden worden« - Tochter der Baronin Vetsera -, »die sich für schwanger ausgab oder sich für schwanger hielt« (Bericht im »Corriere de la Sera« vom 13. Juni 1907).

Rudolf selbst gab gegenüber der Gräfin Larisch an, »daß die Sache mit Mary durchaus nicht unschuldig ist« (Zitat aus den Memoiren der Marie Larisch).

Fürstin Julie Odescalchi-Zichy behauptete, Mary sei »im vierten Monat schwanger« gewesen (»Wiener Morgenpost«, 10. Oktober 1927).

Der Polizeikonfident Milarow (recte: Dr. Florian Meissner) meldete am 5. Februar 1889 an den Polizeipräsidenten Baron Krauss: »Die bereits im vierten Monath gediehene Schwangerschaft einer Baronesse Wecera (?), welche als Ideal an Schönheit gilt«, solle in die Affäre Mayerling verwickelt sein.

Ein Emil Miller gab an, daß seine Großmutter, die Hebamme Theresia Miller, von der Gräfin Larisch engagiert wurde, um mit Mary Vetsera zur Entbindung nach England zu fahren. Dr. Holler sprach 1978 mit Emil Millers Witwe, die diese Angaben ihres Gemahls bestätigte. Eine weitere, von Holler angeführte Zeugin ist die Gräfin Zoe Wassilko-Serecki, die angab, daß sie im Jahre 1919 im Schloß ihres Onkels, des k. k. Ministerpräsidenten Eduard Graf Taaffe, in Ellischau in Böhmen die Mayerling-Papiere, »20 bis 30 Blätter mit der Aufschrift ›Streng reservat‹ zu lesen bekam«. Sie hätte dem Geheimakt entnommen: »Die Vetsera war in der Hoffnung, im dritten oder vierten Monat, das weiß ich nicht mehr genau, aber daß sie es war, stand dort ganz bestimmt« (Protokoll im Österreichischen Staatsarchiv, Wien 1955).

Welche Schlüsse zieht der Arzt aus diesen Indizien und Zeugenaussagen? »Für mich steht fest, daß Mary Vetsera schwanger war, was auch von Historikern nicht mehr bestritten wird.« Und er kommt damit zu den beiden, in Marys Tagebuch besonders hervorgehobenen Daten: 5. November 1888 und 13. Jänner 1889. »Lange Zeit wurden diese Eintragungen dahingehend ausgelegt, daß Mary am 5. November erstmals bei Rudolf in der Hofburg war und am 13. Jänner es erstmals zu intimem Kontakt kam. Ich als Arzt sehe dies mit anderen Augen: 5. November 1888 erster intimer

Kontakt, 13. Jänner 1889 hundertprozentige Feststellung einer Schwangerschaft.«

Und so deutet Gerd Holler Marys Brief an ihre Klavierlehrerin Hermine Tobis (»Wir haben beide den Kopf verloren, jetzt gehören wir uns mit Leib und Seele an«): »Rudolf und Mary mußten im Jänner die Entscheidung treffen, ob die Schwangerschaft ausgetragen oder abgebrochen werde.«

Im Kaiserhaus gab es solche »Probleme« freilich des öfteren. Sie wurden fast immer auf »diskrete« Weise gelöst. Ein Staatsbeamter oder Offizier »mußte« die betreffende Dame heiraten, wofür ihm eine überdurchschnittliche Karriere zugesagt wurde. Vom Standpunkt Marys aus sei eine solche Lösung ausgeschlossen gewesen, zumal sie Miguel von Braganza, einem Angehörigen des portugiesischen Königshauses, versprochen war. Dr. Holler: »Heinrich Baltazzi-Scharschmied, ein Cousin Marys, gab mir gegenüber sogar an, die beiden hätten sich verlobt.«

Marys einziger Ausweg, um ihre Zukunft zu sichern, sei also der Abbruch der Schwangerschaft gewesen. Für den Arzt »besteht kein Zweifel, daß die Hebamme Theresia Miller, wohnhaft in Wien L, Himmelpfortgasse, diese Interruption durchgeführt hat«. Und das sei so geschehen: »Am Montag, dem 28. Jänner 1889, brachte Gräfin Larisch Mary gegen Mittag mit dem Leibficker Bratfisch in die Hofburg zu Rudolf. Dort verschwand der Kronprinz mit Mary und erschien nach einer halben Stunde ohne sie wieder.«

In dieser Zeit habe laut Dr. Holler in den Gemächern des Kronprinzen ein Eingriff stattgefunden, und zwar mittels eines Katheters, der 24 Stunden in der Gebärmutter verbleiben sollte. Tatsächlich, am 29. Jänner, erschien - Mary und Rudolf

waren bereits in Mayerling - laut Angabe des Hoftelegrafisten Julius Schuldes »eine Dame, die nach einer Viertelstunde wieder abreiste«. Gerd Hollers Theorie: »Bei Entfernen des Katheters durch eine andere Hebamme kam es zu einer unstillbaren Blutung, an deren Folgen Mary starb.«

Wenige Stunden nach Marys tragischem Ableben ging Rudolf »ruhig in den Tod, der allein meinen guten Namen retten kann« (aus Rudolfs Abschiedsbrief an Stephanie). Ein weiteres Indiz sei die Beschreibung von Rudolfs Leiche durch den Hofsekretär Dr. Heinrich Slatin: »Das Antlitz kaum entstellt, jedoch die Schädeldecke abgesprengt. Blut und Hirnteile hervorquellend, wie mir schien, durch einen Schuß aus nächster Nähe. Und neben ihm ein schöner, junger weiblicher Leichnam.« Die Schlußfolgerung: »Wäre Mary erschossen worden, hätte sie genauso ausgesehen wie Rudolf. Sie war aber äußerlich unversehrt.«

Die Historikerin Brigitte Hamann lässt die Theorie einer mißglückten Abtreibung nicht gelten:

»Rudolfs Tod war - laut Holler - der plötzliche Entschluß eines kerngesunden jungen Mannes, der in vollem Einklang mit sich und der Welt war. Es gibt für Holler keine Vorgeschichte zu diesem Tod - außer die Liebesaffäre mit der siebzehnjährigen Mary, über die er aber auch keinerlei Neuigkeiten zu sagen weiß ...«

Die zweite, in den vergangenen Jahren »populär« gewordene These stammt von Österreichs letzter Kaiserin Zita, die meinem Kollegen Dieter Kindermann 1983 anvertraute: Sie sei überzeugt davon, daß Kronprinz Rudolf Opfer eines politischen Mordkomplotts geworden sei.

Am Beginn dieser Enthüllung stand der damalige Bundeskanzler Bruno Kreisky, dem Kindermann im Mai 1982 erzählt hatte, daß die frühere Kaiserin gerne nach Österreich kommen würde, »um hier zu sterben«, wie sie selbst es ausdrückte. Damals mußte die Witwe Kaiser Karls ja noch in ihrem Schweizer Exil leben, weil sie sich seit 1918 geweigert hatte, eine Verzichtserklärung zu unterschreiben.

Kreisky suchte und fand »eine menschliche Lösung« und regte nebenbei an: »Fragen S' die Zita gleich, wie das mit Mayerling wirklich war.«

Wenig später saß Kindermann der neunzigjährigen Ex-Kaiserin im Johannistift von Zizers im Kanton Graubünden gegenüber. Und Zita enthüllte: »Kronprinz Rudolf hat nicht Selbstmord verübt, sondern ist das Opfer eines politischen Mordkomplotts geworden.« Als Zeugen ihrer These nannte sie fünf Mitglieder des Hauses Habsburg: Kaiser Franz Joseph, dessen Töchter Gisela und Marie Valerie, seine Schwägerin Maria Theresia sowie Marie José, die Ehefrau des Herzogs in Bayern. Diese Zeugen hätten ihr persönlich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit anvertraut, daß Rudolf einer internationalen Verschwörung zum Opfer gefallen sei.

Zita: »Auf die Frage, die an Kaiser Franz Joseph gerichtet wurde, warum denn das Haus Habsburg nie etwas dagegen unternommen habe, um den Makel, daß der Kronprinz als Mörder und Selbstmörder in die Geschichte einginge, zu nehmen, antwortete der Kaiser: ›Ich konnte damals nicht anders handeln. Es stand die Monarchie auf dem Spiel. Die Wahrheit hätte das Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Nach meinem Tod wird alles veröffentlicht, dann wird der arme Rudolf voll rehabilitiert.‹«

Franz Joseph habe, Zita zufolge, ihren Mann aufgefordert, sobald er Kaiser würde, ein bestimmtes Fach seines Schreibtisches zu öffnen, in dem alle Unterlagen zum Fall Mayerling lägen. Dazu Zita: »Als Karl und ich nach dem Begräbnis von Kaiser Franz Joseph in Schloß Schönbrunn Nachschau hielten, war in der betreffenden Mappe nur ein Stoß leerer Blätter zu finden.«



Mayerling-Unterlagen sollten laut Kaiserin Zita in Franz Josephs Schreibtisch liegen. Doch sie fehlten!

Zita zu den Hintergründen des von ihr behaupteten Mordkomplotts: »Es hat eine internationale Verschwörung gegeben, um Kaiser Franz Joseph vom Thron zu stürzen. Man hat versucht, den Kronprinzen in diese Konspiration einzubinden, weil seine kritische Haltung gegenüber der Hofkamarilla und dem militanten deutschen Verbündeten Kaiser Wilhelm II. bekannt war. Kronprinz Rudolf hat dieses Ansinnen empört mit den Worten abgelehnt: ›Ja, es gibt vieles zu kritisieren, aber alles hat seine Grenzen. Da mache ich nicht mit. Ich bin ein loyaler Sohn des Kaisers. Ich werde diese Verschwörung schonungslos aufdecken.‹«

Erzherzog Karl Ludwig, ein Bruder des Kaisers, habe Rudolf davor gewarnt, seinen Vater von diesem ungeheuerlichen Plan in Kenntnis zu setzen: »Wenn du damit an die Öffentlichkeit gehst, dann bringen sie dich um!«

Zitas Theorie zufolge seien die Verschwörer der Aufdeckung durch Rudolf mit dem brutalen Doppelmord von Mayerling zuvor gekommen.

Während Dieter Kindermanns Interview 1983 weltweit für Schlagzeilen sorgte, warfen Historiker der Ex-Kaiserin vor, sie vertrete diese These nur deshalb, um wegen des Seligsprechungsprozesses für ihren Mann den Makel eines Selbstmordes und Mordes vom Haus Habsburg zu nehmen. Zita blieb aber in vielen Gesprächen, auch vor Zeugen, dabei: »Es war ein Mordkomplott!« Wenige Monate nach dem Interview veröffentlichte der »kaisertreue« Autor Erich Feigl in seinem Kaiser Karl-Buch ein Kapitel über Mayerling, in dem zwei Persönlichkeiten als Drahtzieher des Mordkomplotts bezeichnet werden: Frankreichs späterer Ministerpräsident Georges Clemenceau als politischer Kopf und der Großoffizier

der Ehrenlegion, Cornelius Herz, als angeblicher »Chef des Exekutionskommandos«.

Der Hintergrund des Komplotts sei der Wunsch der Franzosen gewesen, Österreich-Ungarn als Verbündeten gegen das Deutsche Reich zu gewinnen. Während man in Rudolf einen möglichen Partner sah, wußte man, daß Franz Joseph das Bündnis mit Kaiser Wilhelm nie brechen würde.

Der Historiker Adam Wandruszka über Zitas Mayerling-Version: »Diese Mordtheorie, die allen seit Jahrzehnten erwiesenen Tatsachen widerspricht, enthält keine neuen Fakten und nicht den Schatten eines Beweises, sondern entspricht nur dem ›Gerüchtestand‹ der Zeit vor 1918 ... Die seit 1935 bekanntgewordenen Abschiedsbriefe Rudolfs, an deren Echtheit kein Zweifel bestehen kann, sind keine ›depressiven Briefe‹, sondern relativ kurze, klare Ankündigungen eines Selbstmordes ... Die gleichfalls bekannten Abschiedsbriefe der Baronesse Vetsera ergänzen und bekräftigen die Abschiedsbriefe Rudolfs und damit die unumstößliche Tatsache des Selbstmords. Es ist bezeichnend, daß Kaiserin Zita die Baronesse, die in den letzten Stunden vor dem von ihr ersehnten gemeinsamen Gang in den Tod eine entscheidende Rolle spielte, mit keinem Wort erwähnt.«

Zitas Mord-Version war nicht die einzige, die den Tod des Kronprinzen als Folge eines politischen Attentats sah. Der Schriftsteller Alexander Lernet-Holenia behauptete sogar, daß hinter Rudolfs Tod Angehörige des Herrscherhauses stünden: der Kronprinz hätte demnach einen Putsch gegen den Vater geplant, worauf die Erzherzöge Karl Ludwig, Albrecht und Wilhelm zwei Offiziere nach Mayerling schickten. Es kam zum

Kampf, in dessen Verlauf sich ein Schuß gelöst habe.

Als im Dezember 1992 der Grabraub von Heiligenkreuz bekannt wurde, zog Zitas ältester Sohn Otto von Habsburg in einem ORF-Interview mit Nora Frey die Aussage seiner Mutter in Zweifel: »Ich glaube am ehesten an die Version eines Doppelselbstmordes. Solange ich lebe, wird das Geheimnis von Mayerling nicht restlos geklärt werden.«

»Er müsse sterben, weil er getötet habe«

EIN INDIREKTER BLICK IN OTTOS SCHATULLE

Wenige Tage nach Otto von Habsburgs Radiointerview wußte man, wieso er behaupten konnte, das Geheimnis von Mayerling würde, solange er lebte, nicht restlos geklärt werden: Am 2. Jänner 1993 erschien in der Tageszeitung »Der Standard« ein Bericht von Marie-Therese Hartig, in dem die 30jährige Journalistin aristokratischer Herkunft behauptete, ihr in Kanada lebender 91jähriger Großonkel Kurt Paümann hätte Otto von Habsburg im Jahre 1985 eine Schatulle überreicht, in der sich sensationelles Dokumentationsmaterial zum Fall Mayerling befand. Darunter die Tatwaffe - Rudolfs Armeerevolver samt Munition -, handschriftliche Abschiedsbriefe, je eine Locke der beiden Toten sowie ein Taschentuch. Paümann hätte die Kassette von seinem Vater, dem Freiherrn Eduard von Paümann, geerbt, der als Regierungsrat dem Obersthofmeister-Stab Kaiser Karls angehörte. Mit allergrößter Wahrscheinlichkeit - so die Familienlegende - wurde dem Freiherrn in den hektischen Tagen zwischen der Abdankung des letzten Kaisers und der Ausrufung der Republik besagte Kassette mit der - offiziell verschwundenen - Tatwaffe »zur sicheren Verwahrung« übergeben.

Im Verlauf des Jahrhunderts ging die Kassette »auf Reisen«: Kurt Paümann, der Sohn, war mit einer Jüdin verheiratet, die er 1938, auf der Flucht vor den Nazis, nach Kanada begleitete. Im Handgepäck: Die bewußte 20 x 12 Zentimeter große, gepolsterte und tuchbeschlagene Kassette!

Sie blieb bis zur Mitte der achtziger Jahre in Paümanns Besitz. Damals gab der bereits hochbetagte Emigrant die wichtigen Beweise an seine Tochter weiter, die sogleich Otto von Habsburg verständigte. 1985 kam es in einem Hamburger Bankhaus zur Übergabe der sorgsam behüteten Kassette: Der Sohn des Kaisers zeigte sich laut Bericht der anwesenden Zeugen wenig überrascht vom Inhalt der Schatulle. Schon beim ersten Anruf, so Otto von Habsburg damals zur Familie, habe er, als er den Namen Paümann hörte, sich denken können, was in der Schatulle so lange aufbewahrt wurde.

Otto Habsburg hatte die Schatulle in der Öffentlichkeit bis zur Bekanntgabe des Sachverhalts durch die Journalistin Marie-Therese Hartig nie erwähnt, obwohl er die Beweismittel vor acht Jahren schon erhalten hatte. Nun befragte ich den Sohn des Kaisers zu der mysteriösen Kassette. »Ja, mir wurden tatsächlich einige Dokumente übergeben«, bestätigte Habsburg, »die im Zusammenhang mit dem Tod des Kronprinzen stehen.«

»Befindet sich in dem Ihnen übergebenen Paket auch der Revolver, mit dem sich Kronprinz Rudolf erschossen hat?«

Habsburg: »Ich möchte in diesem Zusammenhang nicht über Einzelheiten sprechen.«

»Wo befinden sich die Gegenstände heute?«

»Schauen Sie, ich befasse mich sehr viel mit Geschichte, aber nur dann, wenn sie uns weiterführt. Die Geschichte des

Balkans ist jetzt wichtig. Aber nicht die von Mayerling, daher habe ich persönlich kein Interesse an diesem Thema. Ich habe das ganze Konvolut einem Angehörigen meiner Familie übergeben, der sich dafür eher interessiert.«

»Würden Sie seinen Namen nennen?«

»Ich bitte um Verständnis, daß ich das nicht tun möchte.«

Damit setzen die Habsburger jenen Weg fort, der seit über hundert Jahren schon zur regelmäßigen Verbreitung zum Teil haarsträubender Spekulationen führt. Hätte Otto jetzt die »Karten auf den Tisch gelegt«, würde die Mayerling-Diskussion zwar nicht verstummen, aber sie würde sich doch langsam beruhigen. So aber werden weiterhin alle paar Jahre neue Theorien auftauchen.

Einen selbsternannten »Mayerling-Forscher« namens Flatzelsteiner hätte es vermutlich nicht gegeben, wenn die Familie Habsburg bereit wäre, zur Klärung des Rätsels beizutragen.

Kurz nach der Veröffentlichung meines Otto Habsburg-Interviews zeigte das Österreichische Fernsehen eine Mayerling-Dokumentation, in der historische Fakten ebenso wie die bis dahin bekannten Erkenntnisse aus dem Grabraub berücksichtigt wurden. Malte Olschewski, der Gestalter, erhob in der Sendung schwere Vorwürfe gegen die heutigen Mitglieder der Familie Habsburg: »Auf Fragen zu Mayerling wollen sie keine Antwort geben. Otto ist - über Kaisertreue - in den Besitz wichtiger Beweisstücke gekommen. Er will sie nicht veröffentlichen ... Auch im Namen der direkten Nachkommen Rudolfs muß gefragt werden: Woher leitet Otto von Habsburg das Recht auf verschlossene Kassetten und unbekannte

Dokumente ab? Otto ist mit Rudolf nur entfernt verwandt - sein Urgroßvater Karl Ludwig war ein Bruder Franz Josephs. Die Rolle Ottos als Chef des Hauses ist aus dem zweijährigen Kaisertum seines Vaters abgeleitet. Die Verweigerung eines Beitrages zu Mayerling dürfte diese Rolle nicht festigen.«^{*} Tatsächlich müßte man erwarten, daß Personen, die zur Klärung dieses in der Weltgeschichte einzigartigen Kriminalfalles einen Beitrag leisten könnten - wenn auch nicht mehr aus rechtlichen, so aber doch aus moralischen und historischen Gründen -, alles tun, um dies zu ermöglichen. Aber das Haus Habsburg schweigt, auch nach hundert Jahren noch. Zweifellos, weil das Kapitel Mayerling das peinlichste in der Jahrhunderte umfassenden Geschichte der Dynastie ist. Die Familie dürfte davon ausgehen, daß das nach wie vor bestehende enorme Interesse der Bevölkerung nachlassen würde, sobald man »die Toten ruhen läßt« (Otto von Habsburg). Und sie begeht dabei im Jahre 1993 denselben Fehler wie schon im Jahre 1889. Denn erst das Verschweigen läßt den Mythos weiterleben, nur durch das Zurückhalten der vorhandenen Beweise können ständig neue, abenteuerliche Versionen entstehen.

Dem Andenken Rudolfs wird damit nichts Gutes getan: Die ständig wiederkehrenden Spekulationen über Mayerling decken in der historischen Betrachtung die Erinnerung an die positiven Seiten der Persönlichkeit des Kronprinzen völlig zu. Rudolfs Leben und Werk könnten viel eher gewürdigt werden, sobald sein Tod restlos geklärt wäre.

* Zitat aus der TV-Sendung »Mayerling: Mythen ohne Ende« von Malte Olschewski, 28. Jänner 1993, ORF 2

Dabei hat das Familienoberhaupt Otto von Habsburg - ganz im Gegensatz zu seiner Mutter, die bis zu ihrem Tod im Jahre 1989 an ihrem Mordkomplott festhielt - eine sehr realistische Sicht des Tathergangs. Und er ist einer der wenigen Menschen auf dieser Welt, der die bewußte Schatulle samt den darin befindlichen Beweisen kennt.

Einen kleinen - wenn auch indirekten - Einblick in die Schatulle sollte mir Otto Habsburg dennoch gewähren. Als er mir in dem Interview dezidiert erklärt hatte, daß die Kassette weiterhin unter Verschluß bleiben werde, stellte ich dem Sohn des Kaisers noch die Frage, welche der unzähligen Mayerling-Versionen durch die Dokumente bestätigt würden.

Ottos Antwort auf diese Frage war kurz und bündig: »Die Dokumente bestätigen ganz eindeutig die Theorie, die Emil Franzel in seinem Mayerling-Buch vertritt.« Ich besorgte mir daraufhin sofort das 1963 erschienene, längst vergriffene Werk »Kronprinzen-Mythos und Mayerling-Legenden« des mittlerweile verstorbenen Autors. Wenn wir die Schatulle schon nicht zu Gesicht bekommen, überlegte ich, dann sollen wir wenigstens erfahren, wie sich die Tat anhand der darin befindlichen Unterlagen rekonstruieren läßt.

»Der Kaiser selbst entschied«, heißt es bei Franzel, »daß seine Völker ein Recht auf Wahrheit hätten, und befahl die Berichtigung der ersten Nachricht (Version ›Herzschlag‹, Anm.). Das Entsetzliche, der Selbstmord, wurde eingestanden. Aber nun glaubte es niemand mehr. Wenn - so folgerte die Fama - der streng katholische Hof Selbstmord als Todesursache angebe, was muß dann wohl in Wahrheit geschehen sein, welche grauenhaften Verbrechen galt es zu vertuschen, wenn man die Vortäuschung eines Selbstmordes

für unumgänglich hält? Bald wurde kolportiert: Was immer an Gerüchten verbreitet werde, die Wahrheit sei noch schrecklicher. Und als vollends, trotz aller Heimlichtuerei und Vorsichtsmaßnahmen, sehr bald bekannt wurde, daß im Gemeindegebiet von Alland eine weibliche Leiche aufgefunden wurde, daß es sich um eine Baronesse Vetsera handle und daß sie nachts in Heiligenkreuz bestattet worden sei, löste dies eine Lawine von Gerüchten aus, die bis heute weiterrollt.«

Das bei weitem schlimmste unter all den »Gerüchten« lautete: Der Kronprinz hat nicht nur an sich selbst Hand angelegt, sondern auch ein junges, unschuldiges Mädchen mit in den Tod genommen. »Mit in den Tod genommen« - das war die vornehme Umschreibung für: Er hat sie erschossen!

Emil Franzel über den Tod der Baronesse Vetsera: »Als sich das schwärmerische Mädchen anscheinend ohne Bedenken bereit erklärte, gemeinsam mit Rudolf zu sterben, muß er völlig seine Haltung verloren haben. Am 26. Jänner soll es zwischen ihm und dem Kaiser zu einer heftigen Aussprache gekommen sein, für die es allerdings keine Zeugen gibt. Was über Ton und Inhalt dieses schicksalhaften Gesprächs berichtet wird, beruht auf Vermutungen. Aus den folgenden Ereignissen und den mysteriösen letzten Äußerungen Rudolfs läßt sich jedoch entnehmen, daß der Kaiser ihm eine Abkehr, sei es von seinem ganzen bisherigen Lebenswandel, sei es von dem Abenteuer mit der Vetsera, zur Pflicht gemacht haben dürfte. Daß Rudolf nicht den Mut und die Kraft hatte, sein Wort zu halten, daß er gegenüber dem Mädchen, dem er - sei es die Ehe, sei es den gemeinsamen Tod -versprochen hatte, nicht mehr zurück konnte und lieber das dem Kaiser gegebene

Wort brach, das dürfte am ehesten der Point d'honneur sein, den der Todgeweihte in den Abschiedsbriefen berührt.«

Und Franzel geht in seinem Mayerling-Buch auch auf Rudolfs nicht erhalten gebliebenen Abschiedsbrief an seine Mutter Elisabeth ein: »Schreibt er doch der Kaiserin - in dem einzigen Brief, den er erst in Mayerling verfaßt hat -, er müsse sterben, weil er getötet habe. Nachdem er das hingebende, ihm blind vertrauende Mädchen erschossen hatte, konnte er nicht mehr zurück.«

Otto von Habsburg sagt aufgrund der ihm 1985 übergebenen Dokumente, daß Franzeis Version mit dem Tathergang übereinstimme. Damit bestätigt der Sohn des letzten Kaisers: Rudolf beging

1. Mord (auf Verlangen) an Mary Vetsera und
2. Selbstmord.

Über die Motive heißt es bei Franzel: »Die Ansicht, daß die Liebesgeschichte nicht die entscheidende Ursache des Selbstmordes war - möglicherweise nur ein zynischer Vorwand, um von den wahren Motiven abzulenken -, hat sich frühzeitig durchgesetzt.«

Den Selbstmord Rudolfs bestätigt auch die (von Gerd Holler im Vatikanischen Geheimarchiv entdeckte) Mayerling-Akte, die Papst Johannes Paul II. knapp hundert Jahre nach der Tat zur Veröffentlichung freigab. Hier befindet sich die Korrespondenz zwischen Kaiser Franz Joseph und Papst Leo XIII. Aufschlußreich ist dabei ein Brief des damaligen päpstlichen Nuntius in Wien, Luigi Galimberti, der am 1. Februar 1889 nach Rom schrieb: »Soeben ist Graf Kalnoky

(k. u. k. Außenminister, Anm.) zu mir gekommen, um mir mitzuteilen, daß Rudolf Selbstmord begangen hat. Jedoch haben die Professoren der Universität und die Ärzte erklärt, daß der Zustand des Gehirns vermutlich auf eine Geisteskrankheit schließen läßt. Der Kaiser wünscht, daß dies dem Heiligen Vater mitgeteilt werde.«

Selbstverständlich hätte der Kaiser den Papst nicht von einem Selbstmord informieren lassen, wenn dieser nicht den Tatsachen entsprochen hätte. Ihm war ja ganz besonders daran gelegen, seinem Sohn die kirchliche Einsegnung zu ermöglichen, ein Selbstmord hat diesen Wunsch nur erschwert. Die (erfundene) Geisteskrankheit gab dem Papst die Möglichkeit, »ein Auge zuzudrücken«.

Es ist auszuschließen, daß Kaiser Franz Joseph, »weil das Schicksal der Monarchie auf dem Spiel stand«, wie Zita meinte, oder aus welchen Gründen auch immer, den eigenen Sohn als Mörder und Selbstmörder in die Geschichte eingehen hätte lassen, wenn dieser in Wirklichkeit das Opfer eines Mordanschlags gewesen wäre. Selbst wenn »die Wahrheit das Reich in seinen Grundfesten erschüttert hätte«, wie Franz Joseph angeblich sagte, hätte der Kaiser diese Lüge niemals übers Herz gebracht.

Als Erzherzog Franz Ferdinand im Juni 1914 in Sarajewo ermordet wurde, mobilisierte der Kaiser sogar einen Krieg. Und der hat das Reich (und Millionen von Menschenleben), wie wir heute wissen, nicht nur »in den Grundfesten erschüttert«, sondern zerstört.

Woran Rudolf und Mary wirklich starben, kann nach mehr als hundert Jahren nur noch die Gerichtsmedizin feststellen. Zum mindesten, was den Tod der Baronesse Vetsera betrifft,

wissen wir infolge des Grabraubs von Heiligenkreuz heute
schon wesentlich mehr ...

Der Schädel: »Zur Frage eines Schusses ...«

DIE NEUEN GUTACHTEN NACH DEM GRABRAUB

Bei der Vertragsunterzeichnung am 17. Dezember 1992 hatte mir Helmut Flatzelsteiner fünf Gutachten überreicht. Sie wurden für »Theresia Vindona« erstellt, doch wissen wir heute, daß die Experten in Wahrheit Skelett, Schädel, Schuhe und Kleider der Baronesse Mary Vetsera untersucht hatten. Und das sind die (hier erstmals veröffentlichten) Ergebnisse:

1. Universitätsprofessor Dr. Klaus Jarosch, Facharzt für Gerichtsmedizin, 4020 Linz, Humboldtstraße 18:

Die aus einer Gruft geborgenen Skelettanteile ergeben folgendes:

Es ist das Skelett fast vollständig. Es fehlen zwei Wirbel und es ist der Unterkiefer nicht vorhanden. Es handelt sich eindeutig um eine menschliche Leiche. Die vorhandenen Wirbel, und zwar 5 Halswirbel, 10 Brustwirbel und 5 Lendenwirbel, und das Kreuzbein sind nicht verletzt ...

Zur Frage des Geschlechtes ist festzustellen, daß der Schambeinwinkel 95° beträgt und der Oberschenkel-Diaphysenwinkel 130°. Es handelt sich daher um eine weibliche Leiche. Dies ergibt sich auch aus den langen Haaren, die eine Länge bis zu 37 cm aufweisen. Die Haarfarbe ist nach

Reinigung als hellbraun zu bezeichnen ...

Es bestanden ansonsten X-Beine und es sind einzelne Weichteile mumifiziert, d. h. es muß die Leiche in einer relativ warmen luftigen Umgebung nach dem Tode gelagert gewesen sein. Dies kommt in einer Gruft vor.

Der Kopfumfang ist 52 cm. Der Schädel ist an sich klein (15 x 16 cm).

Der Schädel ist gebrochen. Man findet den Schädel nicht ganz komplett. Es ist zur Frage eines Schusses zu bemerken, daß eine Öffnung links seitlich vom Auge grundsätzlich möglich wäre mit einer Zertrümmerung des Schädels auf der rechten Seite, weil hier Ausbrüche bestehen. Jedenfalls zeigt der Schädel Mehrfachabbrüche, die nicht ohne weiteres erklärbar sind. Es könnte hier die Todesursache gelegen sein.

An den Rippen konnte man keine besonderen Verletzungen feststellen, wobei natürlich Verletzungen zwischen den Rippen nie ganz ausgeschlossen werden können.

(Linz, 11. September 1991)

2. Univ.-Prof. Dr. Johann Szilvássy, Anthropologe, Gerichtlich beeideter Sachverständiger, 1090 Wien, Sensengasse 2:

GUTACHTEN

Vorgesichte: Am 25.10.1991 übernahm der gef. Sachverständige ein fast vollständiges menschliches Skelett. Nach einem Schreiben von Herrn Helmut Flatzelsteiner handelt es sich bei diesem Skelett um das der 18jährigen Theresia Vindona, gestorben am 1. 5.1891. Angeblich wäre Theresia Vindona durch eine Schußverletzung oder durch einen Messerstich getötet worden.

Herr Helmut Flatzelsteiner begehrte vom gef. Sachverständigen ein Identifikationsgutachten und eine Untersuchung des Skelettes im Hinblick auf Verletzungen durch Fremdverschulden.

Forensischer Skelettbefund: Vor Inangriffnahme der Untersuchung wurde das Skelett präpariert und - wo notwendig (z. B. Schädel) - wieder zusammengesetzt. Die Untersuchung der übermittelten Knochen ergab, daß es sich um das Skelett eines 18jährigen weiblichen Individuums handelt ...

Schädel: Hirnschädel beschädigt; Schädel und rechte Scheitelregion teilweise fehlend ...

Individuelles Lebensalter: ... Die Befunde sprechen für ein individuelles Lebensalter von 18 bis 20 Jahren.

Körperhöhe: ... Aus den Maßen der Langknochen lässt sich eine Körperhöhe von 161,5 cm errechnen.

(Wien, 20. November 1991)

3. Dr. med. Michael Stolz, Facharzt für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, 4020 Linz, Mozartstraße 5:

GUTACHTEN

Ein knöcherner Unterkiefer in zwei Fragmenten und dreizehn Zähne (bleibende Zähne, *dentes permanentes*), teilweise nicht mehr in ihren Alveolen. Anfertigung von fünf Röntgenbildern. Beide Unterkieferfragmente werden zusammengeklebt und die losen Zähne in ihren dazugehörenden knöchernen Alveolen fixiert ... Alle Zähne zeigen leichte bis mäßige, bräunlich-diffuse Schmelzverfärbungen, es ist keine Zahsteinbildung nachweisbar. Doch sprechen leichte

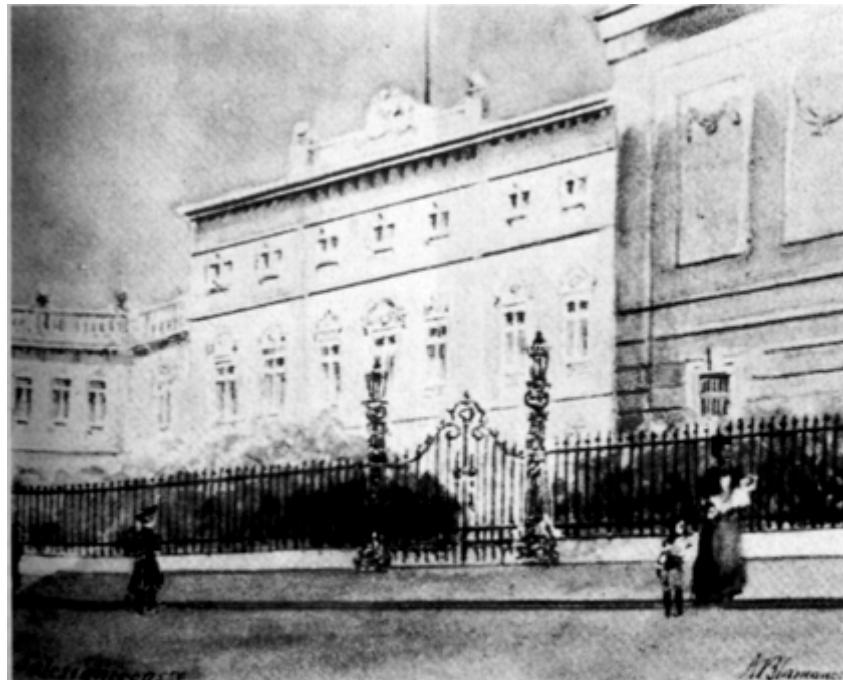


Mary Vetsera war ein verführerisches Mädchen »mit einem reizenden Figürl und einem süßen Köpferl«, wie sie in einer zeitgenössischen Schilderung beschrieben wird. Noch keine 18 Jahre alt, aber früh gereift, interessierte sich die kleine Baronesse vor allem für Mode, fürs Eislauen und für den Rennplatz. Und sie verliebte sich in den Sohn des Kaisers.



2 Marys Eltern Albert Freiherr von Vetsera und Helene, geb. Baltazzi. Der Vater war kränklich, 22 Jahre älter als seine Frau und durch seinen Beruf als Diplomat wenig bei der Familie. Marys schöne Mutter genoß ihre Freiheit, war äußerst lebenslustig - und hatte, als ihre Tochter sechs Jahre alt war, ebenfalls eine stürmische Affäre mit dem Kronprinzen.

Mary war das, was man in Wien eine »gute Kaisermischung« nannte. Die väterlichen Vorfahren waren Slawen und Deutsche, die Ahnen der Mutter Italiener, Griechen und Engländer. Die Eltern hatten sich in Konstantinopel kennengelernt und übersiedelten bald nach Wien. Hier erhielt die kleine Mary (3) ihren Unterricht sowohl durch Privatlehrer als auch im »Erziehungsinstitut für adelige Mädchen«. Die Familie bewohnte das Palais Vetsera, das spätere Palais Salm in der Salesianergasse (4).







Mary Vetsera hatte »viele Gesichter« (5-11). Auf manchen Fotografien bildhübsch, dann wieder herb und etwas mollig, bestach die modebewußte Baronesse den Kronprinzen durch ihre Offenheit und die eindeutige Art der Annäherung. Sie hatte ihn zum ersten Mal auf dem Rennplatz in der Wiener Freudensau gesehen, wo - wie sie ihrem Kalender anvertraute - »eine Leidenschaft geboren wurde«. Und Rudolf »scheint auf Marys Augenspiel gleich eingegangen zu sein, was ihr ganz den Kopf verdrehte«, hinterließ uns die Fürstin Nora Fugger. Drei Personen waren in Marys geheime Verbindung mit dem Thronfolger eingeweiht: ihre Kammerzofe, die ehemalige Klavierlehrerin und die Gräfin Marie Larisch.





Für Rudolf (12) war Mary Vetsera keineswegs die große Liebe. Er hatte zahlreiche, auch parallel verlaufende Affären, die kleine Baronesse war nur eine von vielen. Als er Ende Jänner 1889 eine Gefährtin suchte, die bereit war, mit ihm in den Tod zu gehen, war das noch nicht einmal achtzehnjährige Mädchen sofort einverstanden. Gemeinsam fuhren sie nach Mayerling ...



Für Mary Vetsera (13) war Rudolf die große Liebe ihres kurzen Lebens. Vom ersten Moment an, da sie ihn - es war im April 1888 - persönlich gesehen hatte, war sie ihm auch schon verfallen. Zur Beziehung mit dem um zwölf Jahre älteren Kronprinzen kam es dann im Herbst desselben Jahres. Und sie sagte sich: »Wenn ich nicht mit ihm leben kann, dann will ich mit ihm sterben ...«.



Elisabeth und Kaiser Franz Joseph (14) fanden wenig Zeit, sich um ihre Kinder zu kümmern



Eigentlich wollte der Kronprinz mit Mizzy Caspar (16) sterben, doch die »Luxus-Kokotte« lehnte zweimal ab



Rudolfs Ehe mit Stephanie (15) war unglücklich.



Bratfisch fährt Mary und Rudolf im Fiaker nach Mayerling (17). Das Bild ist eine, unmittelbar nach der Tragödie angefertigte Montage, ein gemeinsames Foto der beiden gibt es nicht. Das Jagdschloß des Kronprinzen (18) im Jahre 1889. Es wurde später zu einem Kloster umgebaut. Heute noch beten hier Karmeliterinnen täglich für das Wohl Marys und Rudolfs.





Der Linzer Möbelhändler Helmut Flatzelsteiner (19) wollte das »Rätsel von Mayerling« lösen. Tatsächlich schaffte er durch seine illegale Gruftöffnung, worum sich Generationen von Ärzten und Historikern bemüht hatten, was aber - auf legalem Weg - nicht durchzusetzen war: die Exhumierung von Mary Vetseras Skelett. Flatzelsteiners Anwälte Adolf und Alfred Kriegler (20) sprechen von einem »Mayerling-Syndrom« ihres Mandanten.





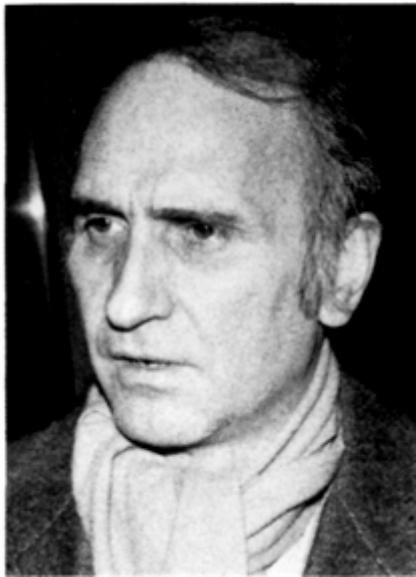
Marys Obduktionsbefund von Leibarzt Dr. Auchenthaler (21) stimmt mit den neuen Untersuchungen überein.

Verfaßte ein Gutachten des Skeletts der Mary Vetsera: der Anthropologe Professor Dr. Johann Szilvássy (23).



»Schädelsschuß als Todesursache der Mary Vetsera ist anzunehmen«: der Pathologe Prof. Dr. Hans Bankl (22).

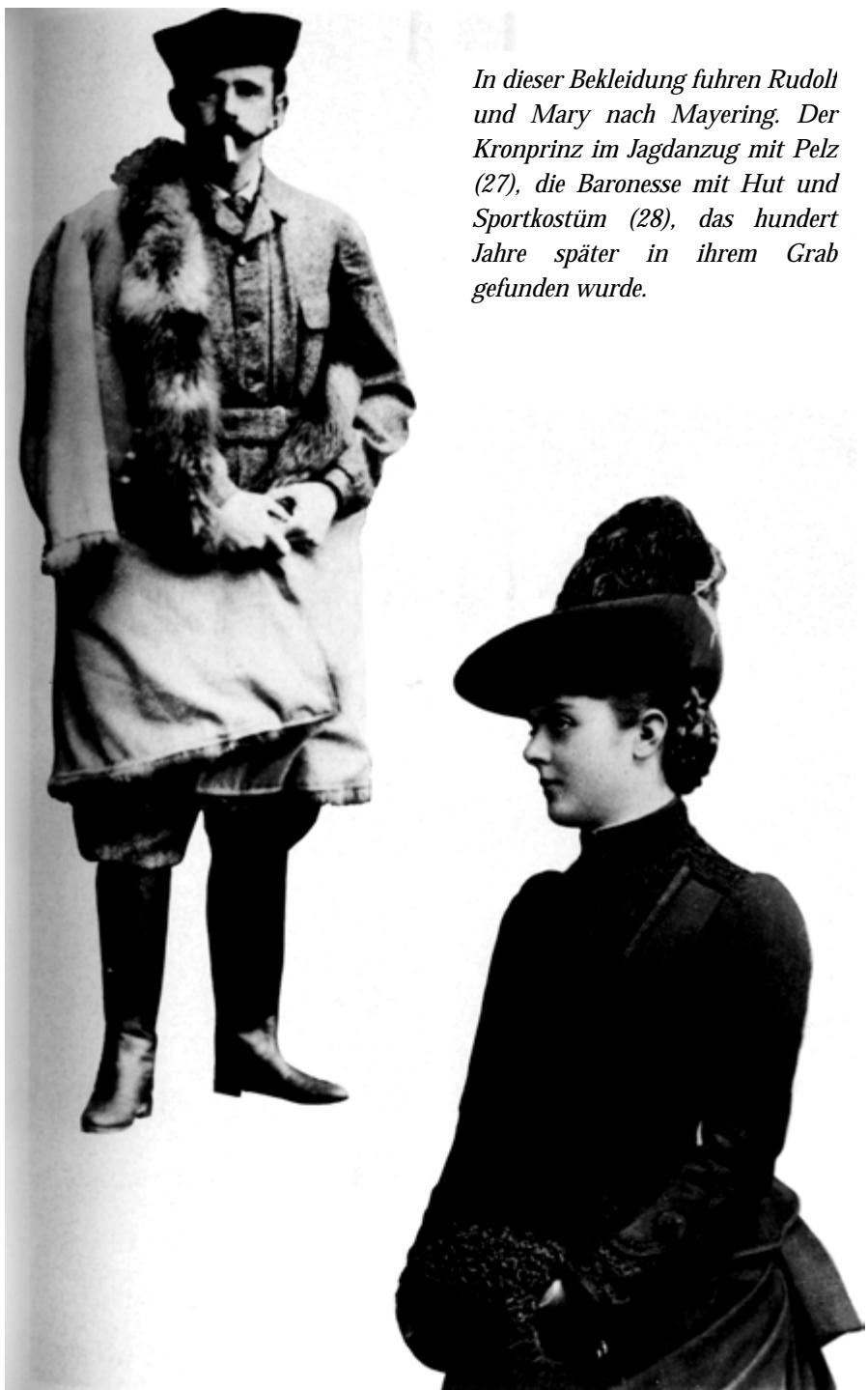
Leitet die Untersuchungen: Professor Dr. Georg Bauer (24), Chef des Wiener Gerichtsmedizinischen Instituts.





"Würde einem Antrag auf Exhumierung der Gebeine des Kronprinzen sofort zustimmen": Rudolfs Urenkel Guillaume Windisch-Graetz (25) spricht sich für die restlose Klärung der Tatumstände aus, um den Spekulationen nach mehr als hundert Jahren ein Ende zu bereiten. Der Prinz steht neben dem letzten, im Besitz der Familie befindlichen Möbelstück aus Mayerling, einem schlchten Toilettentisch mit Spiegel. »Als Mensch, als Ehemann, als Sohn und Vater« habe sein Urgroßvater total versagt, meint Windisch-Graetz, seinen politischen Ideen steht er positiv gegenüber. »Ich kann mit gut vorstellen, daß er in der Lage gewesen wäre, die Monarchie zu retten.« Guillaumes Großmutter Elisabeth (26), »die rote Erzherzogin«, war die einzige Tochter des Kronprinzen. Ihr Lebensweg war besonders abenteuerlich.





In dieser Bekleidung fuhren Rudolf und Mary nach Mayerling. Der Kronprinz im Jagdanzug mit Pelz (27), die Baronesse mit Hut und Sportkostüm (28), das hundert Jahre später in ihrem Grab gefunden wurde.



Sie vermittelte die Treffen zwischen Mary Vetsera und Rudolf: Marie Gräfin Larisch (29). Und sie brachte die Baronesse vor ihrer Abfahrt nach Mayerling in die Hofburg. Dann alarmierte sie den Polizeipräsidenten.

Josef Bratfisch (30) führte den Kronprinzen und seine Geliebte am 28. Jänner 1889 nach Mayerling. Der »Leibficker« wurde nur 45 Jahre alt und schwieg bis ans Ende seiner Tage über die Ereignisse im Jagdschloß.



*Die Mayerling-Kronzeugen:
Kammerdiener Johann Loschek (31) ...*



.... und Joseph Graf Hoyos (32), der Jagdfreund des Kronprinzen Rudolf.

Die Aufbahrung des Kronprinzen in seinem Schlafzimmer in der Hofburg (33) Der Kopfverband wurde angelegt, um die Schußverletzung zu verbergen. Der Leichnam lag inmitten eines riesigen Blumenmeeres. Zehntausende Menschen nahmen von Rudolf Abschied. Mary Vetseras sterbliche Überreste mußten hingegen bei Nacht und Nebel verscharrt werden, niemand durfte von ihrem Begräbnis erfahren.





„Das Grab ist leer!“ Am 22. Dezember 1992 wurde die Gruft der Mary Freiin von Vetsera auf dem Stiftsfriedhof von Heiligenkreuz auf Antrag der Staatsanwaltschaft geöffnet (34), nachdem das Skelett vom Wiener Sicherheitsbüro beschlagnahmt worden war. Der weltweit aufsehenerregende Grabraub ermöglicht eine wissenschaftliche Untersuchung der Gebeine.

Läsionen und Verfärbungen an der Schmelz-Zementgrenze im Zahnhals-Bereich zum mindest für ehemalige Beläge. Es handelt sich um einen grazilen knöchernen Unterkiefer ...

Laut Röntgen dürften zum Zeitpunkt des Ablebens alle Zähne vital gewesen sein. Bei keinem Zahn ist eine Wurzelbehandlung sichtbar. Die Karies bei 4 reicht weit bis zur Pulpa. Eventuell dürfte dieser Zahn pulpitische Beschwerden verursacht haben.

Zusammenfassung: Es handelt sich um den knöchernen (wahrscheinlich weiblichen) Unterkiefer eines jugendlichen Erwachsenen im Alter zwischen 14 und 25 Jahren ... Leichte parodontische Probleme, wenig und geringe Karies und eine gut konservierende Versorgung zeigen einen relativ guten dentalen Zustand und sprechen für eine gesunde Ernährung, eine gute Mundhygiene und eine gute zahnärztliche Versorgung.

(Linz, im August 1991)

4. Österreichisches Textilforschungsinstitut,
Staatlich autorisierte Prüfanstalt für Textilien, 1050 Wien,
Spengergasse 20:

GUTACHTEN

Bezeichnung des Prüfmusters: Damenkleider - Stoff - 100 Jahre alt. Mit Auftrag vom 5. 9.1991 wurde uns ein 1 Damenkleiderstoff übergeben, der laut Antragsteller 100 Jahre alt ist ...

Aufgrund der durchgeführten Untersuchungen wurde festgestellt, daß das vorliegende Prüfmuster in Kette und

ÖSTERREICHISCHES TEXTIL-FORSCHUNGSIINSTITUT

Staatlich autorisierte Prüfanstalt für Textilien

A-1050 Wien, Spengerstraße 20 • Tel.: 0222/552543-0 • Telefax 552543-10 • Telex 136750

DR. MED. MICHAEL STOLZ

Facharzt für

Zahn-, Mund- u. Kieferchirurgie

A-4020 Linz, Meissnerstraße 5

Tel. 0732 / 27 11 60

LINZ, IM AUGUST 1991

Prof. Dr. Klaus Jarosch

Institut für Kostümkunde an der Hochschule für angewandte Kunst in Wien
Oskar Kokoschkastraße 2, A-1010 Wien, Tel.: 71 111/2868, Telefax: 71 111/2858

INSTITUT FÜR GERICHTLICHE MEDIZIN DER UNIVERSITÄT WIEN

Priv. Dozent: PROF. DR. GEORG BAUER - A-1050 WIEN, SENESCHGASSE 3 - TELEFON 402 40 5100 - TELEFAX 402 27 21

c/o Univ.-Prof. Dr. Johann Szilvássy

Se

Univ.-Professor

Dr. Klaus Jarosch

A-4020 Linz, Humboldtstraße 18

Tel. 0732 / 66 22 55

mu

ab

Re

lo

De

Re

la

di

pe

ni

ah

Fa

un

un

be

da

lis

An Herrn

Helmut Flatzelsteiner

Dametzstraße 46

4020 Linz

L

me Zeichen:

BETRIFF:

me Schreiben vom:

4020 Linz, 11.9.1991

mein Zeichen Tgb-AK:

Prof. Ja/Schi

Die aus einer Gruft geborgenen Skelettanteile
ergeben folgendes:

ein fast vollständiges menschliches Skelett.

»Skelett eines 18jährigen weiblichen Individuums«: Die ersten Gutachten nach
der Graböffnung von Heiligenkreuz.

Schuß aus 100% Wolle besteht ..., daß es sich um ein leinwandbindiges Gewebe (Tuchbindung) handelt, das gerauht ist. Nach der Feinheit des Garnes ist anzunehmen, daß es sich um ein Kammgarn handelt ... Heute würde man ein derartiges Gewebe dem Begriff ›Kammgarnflanell‹ zuordnen.
(Wien, 1. Oktober 1991)

5. Professor Dr. Annemarie Bönsch, Institut für Kostümkunde an der Hochschule für angewandte Kunst, 1010 Wien, Oskar Kokoschka-Platz 2.

»Sehr geehrter Herr Flatzelsteiner! Wir haben erst etwas Mut sammeln müssen, um uns mit den Kleidern Ihrer Urgroßmutter eingehender beschäftigen zu können ... Unsere Restauratorin, Frau Carmen Bock, hat sich dieser ›Knochenarbeit‹ in selbstloser Weise angenommen, sodaß ich in der Folge an einigen erhaltenen Details die Entstehungszeit des Kleidungsstückes erkennen konnte. Ansatzweise lassen sich am Vorderteil des Rockes quer verlaufende Falten feststellen, die für 1889/90 sprechen. Das Volumen und die Art der rückwärtigen Faltenpartie bestätigen diese Annahme. Das Oberteil zeigt sich als Jäckchen mit kurzem Schößel, wobei das Reinseidenfutter eine schmale Schulternaht ahnen läßt, die ebenfalls für diesen Zeitpunkt spricht. Das Etikett der Fa. Fischer konnte am Innenfutter des Jäckchens sichergestellt werden und wurde zwecks Entzifferung abgetrennt und angedampft. Vielleicht hat es sich bei dem Winterkostüm sogar um ein Eislaufkostüm gehandelt, da Josef Fischer auf sportliche Kleidung spezialisiert war.

Hinsichtlich des Materials läßt sich nach unseren Erfahrungswerten feststellen:

Jäckchen: Seidenplüsch, Futter Seidenrips; andere Materialreste konnten nicht gefunden werden. Verschlüsse, Verstärkungsmaterialien sind nicht vorhanden.

Rock: Tuch (Seidentuch) ... Säume mit Seidenbändchen von Hand fixiert, manche Nähte ebenfalls handgenäht. Im unteren Drittel des Rockes ein mehrreihiger Besatz mit Wollborten.

Strümpfe: Seidengarn, Maschinware.

Schuhe: Lederpumps mit Seidenripsfutter, Kante mit Seidenbändchen eingefaßt, Korkteil im Fersenbereich der Sohle, geschwungener Absatz mit Leder überzogen, Metallversteifung in der Sohle zur Stöckelfixierung, zarte Ledersohle.

Pelzreste: schlechtester Zustand, es läßt sich kein Kleidungsstück erkennen, möglicherweise Kopfbedeckung oder Muff.

Farbe: Farbreste konnten nicht gefunden werden, da alle Teile mit der typischen Moderfarbe (braun) überzogen sind. Möglicherweise war das Material des Rockes in einem Beigeton gehalten. Die Farben des Jäckchens und des Futters könnten anders gewesen sein ...

Frau Bock hat die Kleiderreste in säurefreies Papier gewickelt und schlägt vor, diese darinnen zu belassen und die Stücke nicht kleiner zusammenzulegen. Mit gleicher Post wurde das Paket mit den Kleiderresten an Sie abgeschickt!

(Wien, 8. Oktober 1991)«

Die fünf Gutachten wurden, wie ersichtlich, vor Bekanntwerden der Tatsache, daß es sich um Mary Vetseras Skelett und um ihre Kleider handelte, erstellt. Ich ersuchte nun einige der mit der Aufklärung des Falles betrauteten

Wissenschafter, diese Ergebnisse - im Bewußtsein der wahren Identität der Toten - für dieses Buch zu kommentieren.

Für Professor Szilvássy gibt es mittlerweile »keinen Zweifel, daß es sich bei der von ihm untersuchten Theresia Vindona tatsächlich um Mary Vetsera handelt«. Dies beweist u. a. die von ihm durchgeführte sogenannte »Superprojektion«, bei der ein Originalfoto in Profilansicht der Baronesse in einem fototechnischen Verfahren mit dem Profilbild des aufgefundenen Schädelns übereinandergelegt und so verglichen wird. Das Ergebnis ist hier eindeutig.



Beweis der Identität: Das Foto Mary Vetseras und die Form des 1991 gerichtsmedizinisch untersuchten Schädelns stimmen in der von Professor Szilvássy durchgeführten »Superprojektion« überein.



»Schädelsschuß ist anzunehmen«: Originalfotos der linken und der rechten Schädelhälfte Mary Vetseras, aufgenommen im Gerichtsmedizinischen Institut Wien, November 1991.

Zur Todesursache meint Professor Bankl: »Da der Schädel in Einzelteile zersprengt ist und von beiden Gutachtern (Jarosch und Szilvássy) erst zusammengesetzt werden mußte, liegt mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit eine Gewalteinwirkung vor. Eine Schußverletzung führt in typischer Weise zu einer solchen Zerlegung des Schädelsskeletts in Einzelbruchstücke. Daher ist nach dem derzeit aktuellen Stand der Begutachtung des Todes von Mary Vetsera ein Schädelsschuß anzunehmen.« Damit stimmt das Ergebnis der neuen Untersuchungen mit dem Obduktionsbefund des kaiserlichen Leibarztes Dr. Auchenthaler vom 31. Jänner 1889 überein.

Professor Annemarie Bönsch zu den Kleidern: »Die historischen Angaben, wonach Mary Vetsera mit einem engsitzenden Kostüm mit Verschnürungen begraben wurde, sind mit den Ergebnissen der von uns untersuchten Kleiderteile identisch.«

»Keine Gefahr, daß Rudolf ein Musteratte würde«

DER KRONPRINZ UND DIE FRAUEN

*»Die Liebe ist sicher das Schönste im
Leben aller organischen Wesen,
es ist noch ein Gefühl, das der Mensch so rein
besitzt wie das Tier; in diesem stimmt
er noch ganz mit der Natur überein.«*

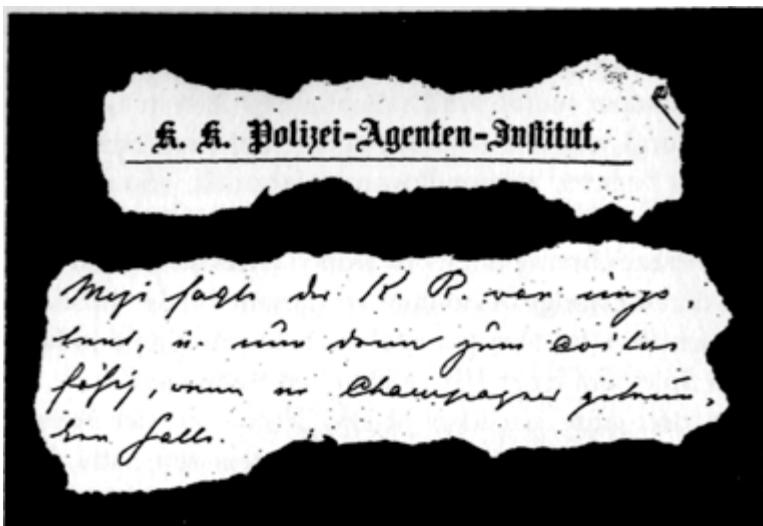
KRONPRINZ RUDOLF,
»*Einzelne Gedanken*«, 1875

Die große Liebe im Leben des Kronprinzen Rudolf war Mary Vetsera mit absoluter Sicherheit nicht. In zu viele, auch parallel laufende Affären war der Kronprinz verwickelt. Mary Vetsera war nicht einmal die erste und einzige Frau, mit der er sterben wollte. »Wer war schon die Vetsera?« erinnert sich Kronprinzessin Stephanie in ihren Memoiren verächtlich, »eine von vielen ... noch die letzte Nacht verbrachte er bei seiner Freundin, der Grande Cocotte von Wien.« Womit Mizzy Caspar gemeint war. Wie nahe sie ihm stand, zeigt die Tatsache, daß Rudolf in seinem Testament vermerkte, »was an Geld sich findet, bitte ich alles Mizzy Caspar zu übergeben. Mein Kammerdiener Loschek weiß ihre Adresse

genau.« Zuvor schon hatte sich der Kronprinz Mizzy Caspar zuliebe in hohe Schulden gestürzt, ihr wertvollen Schmuck und ein Haus auf der Wieden geschenkt, in dem er so manche Nacht verbrachte. Auch die letzte, ehe er nach Mayerling fuhr. Maria Caspar wurde am 28. September 1864 in Graz geboren und war, als ihre Beziehung mit dem Sohn des Kaisers begann, zweiundzwanzig Jahre alt. »Soubrette« oder auch »Tänzerin« gab sie in amtlichen Papieren als Berufsbezeichnung an, es ist jedoch auszuschließen, daß die dunkelhaarige Schönheit in diesem Metier tatsächlich jemals tätig war, jedenfalls scheint ihr Name in keinem Spielplan einer österreichischen Bühne auf.

1886, drei Jahre, nachdem Mizzy Caspar, aus der Steiermark kommend, sich in Wien niedergelassen hatte, begann die Affäre mit dem Kronprinzen Österreich-Ungarns. Wie so oft hatte Rudolf auch damals die »stadtbekannte Kupplerin« Wolf beauftragt, für weibliche Abwechslung in seinem Leben zu sorgen. Die Wolf, in deren Obhut die schönsten Halbweltdamen Wiens zu finden waren, vermittelte dem Thronfolger - wie manch anderem Mitglied des Erzhauses und wie immer gegen sehr gute Honorierung - mehrere Gespielinnen.

Den Detektiven des k. k. Polizei-Agenten-Instituts, die in den Monaten vor Mayerling in Rudolfs Privatleben »um seiner Sicherheit willen« schnüffelten, verdanken wir recht detaillierte Schilderungen der Beziehung des Habsburgers zur attraktiven Grazerin: »Mizi sagt, der K. R. (Kronprinz Rudolf, Anm.) war impotent u. nur dann zum Coitus fähig, wenn er Champagner getrunken hatte.«



»Nur wenn er Champagner getrunken hatte«: Aus dem Polizeiakt über den Kronprinzen Rudolf.

Aufschlußreiches ist dem Polizeiakt auch über Rudolfs Meinung zur Politik Österreich-Ungarns zu entnehmen: »Kronprinz Rudolf äußerte sich zu Mizi: Er scheißt auf die Regierung und der Franzl (Erzherzog Franz Ferdinand, Anm.) solle die Geschichte fortmachen.« Der Kronprinz konnte sich also durchaus vorstellen, daß nicht er, sondern sein Cousin eines Tages die Nachfolge Kaiser Franz Josephs anzutreten hätte, offensichtlich weil er seinen Vater nicht überleben würde.

Und auch die Caspar ahnte das: Schon ein halbes Jahr vor dem tatsächlichen Selbstmord machte er Mizzy den Vorschlag, sich mit ihr vor dem Husarentempel in Mödling zu erschießen. Als die entsetzte Geliebte daraufhin zum Polizeipräsidenten Baron Krauss ging, um ihm das mitzuteilen, ließ dieser den

Kronprinzen noch intensiver beschatteten als bisher. Bei Tag und Nacht wurden Rudolfs Schritte von Polizeidetektiven bewacht.

Aus einem Protokoll des k. k. Polizei-Agenten-Instituts: »K. R. äußerte sich Mizi gegenüber wiederholt – aber immer erst seit dem Sommer 1888 -, es erheische seine Ehre, daß er sich erschieße. Warum es seine Ehre erheische, detaillierte er nicht näher.« Vor allem aber bleibt als Rätsel, wie es mit Rudolfs Ehre vereinbar war, einen unschuldigen jungen Menschen mit in den Tod nehmen zu wollen.

Fest steht: Die Polizei wußte durch Mizzy Caspares Aussagen seit längerem von der für das Leben des Thronfolgers bedrohlichen Situation. Und war unfähig, ihn zu retten, beziehungsweise seine unmittelbare Umgebung vor der bevorstehenden Katastrophe zu warnen.

Der Thronfolger übernachtete nicht nur regelmäßig in Mizzy's Wohnung in der Heumühlgasse 10, sondern kompromittierte seine Frau mit der »Dame zweifelhaften Rufs« - so der Hofjargon über die Caspar - auch in aller Öffentlichkeit. Rudolfs Flügeladjutant Maximilian Graf Orsini-Rosenberg gab zu Protokoll, der Kronprinz hätte in seinen letzten beiden Lebensjahren Mizzy Caspar, sehr zum Mißfallen der unmittelbaren Umgebung, sogar auf militärische Inspektionsreisen mitgenommen, und Mizzy war auch »in den betreffenden Nachtquartieren gesehen worden«.

Falsch ist sicher die immer wieder verbreitete Geschichte, der Kronprinz wäre aus unglücklicher Liebe zur Baronesse Vetsera aus dem Leben geschieden. »Mein Großvater hatte nachweislich mehr als dreißig uneheliche Kinder«, sagte Rudolfs Enkelsohn Franz Joseph Prinz Windisch-Graetz

einmal, »was für eine Chuzpe, diesem Erben eines der stärksten Reiche der Erde anzuhängen, er habe sich wegen eines Teenagers erschossen.«

Auch Graf Hoyos, der Jagdfreund des Kronprinzen, hielt in seiner Denkschrift fest, daß das Verhältnis zwischen Rudolf und Mary in den tragischen Jännertagen des Jahres 1889 bereits erkaltet war. - Mizzy Caspar sei ihm wesentlich näher gestanden, ihr war der Kronprinz wie eh und je zugetan. Unter seinen zahlreichen Liebschaften war sie mit Sicherheit diejenige, zu der er das größte Vertrauen hatte, die ihm am nächsten stand.

Mary war nicht einmal die einzige Vetsera, die ihm verfallen war. Zwölf Jahre vor ihr hatte Rudolf auch mit Marys Mutter eine stürmische Affäre: Helene Freifrau von Vetsera, deren Mann als Berufsdiplomat selten in Wien weilte, war elf Jahre älter als der Kronprinz und soll - sehr vehement - die Initiative zu dieser Beziehung ergriffen haben. Sie wird als »kleine, zierliche Person mit unvergeßlich blaugrauen Augen und schönen langen Wimpern« beschrieben, »was ihrem rassigen Gesicht einen eigenen, seltsamen Ausdruck verlieh«. Die südländische Schönheit gehörte jenem Frauentyt an, den der Kronprinz auch später bevorzugen sollte: ihr dunkles Haar und die dunklen Augen bildeten einen betörenden Kontrast zu Helenes seidig-weißer Haut. Die kleine Mary war zum Zeitpunkt der Liaison ihrer Mutter mit Rudolf erst sechs Jahre alt.

Bis zu seiner Heirat zählte Rudolf zu den begehrtesten Junggesellen nicht nur in Österreich-Ungarn, sondern in ganz Europa. »Er war nicht gerade ein hübscher junger Mann«, wird der zwanzigjährige Erzherzog von Prinzessin Catherine

Radziwill beschrieben, »aber doch außerordentlich attraktiv. Das jugendliche Gesicht war sehr ernst, was ihn viel älter aussehen ließ, und das rötliche Haar war ausgesprochen häßlich. Aber die Augen hatten einen träumerischen Ausdruck, voll von Geheimnis und Eifer, was ihm die Sympathien von jedem, mit dem er sprach, einbringen mußte. Rudolf machte einen ganz anderen Eindruck, als man von ihm erwartete, und ein gewisses stoßweises Sprechen ließ einenrätseln, welche Gründe er für seine Ungeduld und Unzufriedenheit haben könnte. Seine Manieren waren extrem höflich, aber doch ziemlich kühl und hatten eine Spur von Verächtlichkeit.«

Aber auch die kleinen Mädchen aus der Welt des Bürgertums schwärmt von dem »Märchenprinzen«, hinterließ uns die später berühmt gewordene Hof-Schauspielerin Rosa Albach-Retty (1874 bis 1980) in ihren Memoiren: »Damals hatten wir Backfische von der Steckel'schen Höheren Töchterschule für Kronprinz Rudolf genauso geschwärmt wie die heutigen Vierzehnjährigen für ihren Film- und Fernsehliebling. Seine Fotografie trugen wir wie einen Schatz im Schulranzen herum.«

Und Rudolf wußte die ihm entgegengebrachte Verehrung weidlich zu nützen. Von frühester Jugend an hatte er zahlreiche Affären, darunter auch eine mit der Burgschauspielerin Johanna Buska, die seine erste »große Liebe« gewesen sein soll. Eine Situation, geradezu symptomatisch für einen Aristokraten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Junger Mann aus reichem Haus und eine in sexuellen Praktiken erfahrene Frau gehen eine »Beziehung« ein, die den zukünftigen Galan auf sein weiteres Liebesleben

vorbereiten soll. Solche Arrangements wurden in dieser Zeit meist von den Eltern getroffen, wobei für die »Schulungen« gegen entsprechendes Entgelt neben Künstlerinnen auch Prostituierte sowie Dienst- oder Kindermädchen angeheuert werden konnten. Am kaiserlichen Hof war es natürlich nicht nötig, daß die Eltern sich persönlich um das »Glück« ihres Sohnes kümmern mußten. Man hatte in Charles Graf Bombelies einen Lebemann par excellence gefunden, der als Obersthofmeister des Kronprinzen dafür zu sorgen hatte, daß Rudolfs Abenteuer abwechslungsreich gestaltet würden. Kein Wunder, daß Sexualität damals mit Liebe sehr wenig zu tun hatte.

Während der Pubertät des Kronprinzen machte die weibliche Erotik eine beachtliche Wandlung durch. Gerade in den siebziger Jahren verschwanden die alle Reize verdeckenden Krinolinen; Brüste und Hüften wurden betont, tiefe Dekolletés gewährten bisher nie gewagte Einsichten, nackte Arme wurden als große Sensation gezeigt. Frauen konnten plötzlich lasziv, provokant und selbstbewußt sein, beherrschten die Kunst des Flirtens. Als verführerisch sollten sich auch die neuen, gelockten Frisuren erweisen.

Neben der »Erziehung« zum Frauenhelden war wohl - wie in so vielen Fällen - auch die damals übliche »Heiratspolitik« der herrschenden Häuser ein Hauptgrund für das polygame Verhalten des Kronprinzen. Geheiratet wurde nicht aus Liebe, sondern aus Staatsräson.

Die Ehe mit Prinzessin Stephanie - der Tochter des belgischen Königs Leopold II. - war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Schon als Rudolf nach Brüssel fuhr, um um ihre Hand anzuhalten, gehörte eine Mätresse, auch sie war eine

Dame vom Theater, zum Stab der Begleiter des 22jährigen Kaisersohnes. Dabei soll es zu einer peinlichen Szene gekommen sein: als nämlich Königin Marie Henriette, die Mutter der Braut, dem zukünftigen Schwiegersohn in seinem Brüsseler Quartier einen unerwarteten Höflichkeitsbesuch abstatten wollte, traf sie ihn in den Armen seiner aus Wien mitgebrachten Geliebten an. Die Hochzeit wäre aus diesem Grund beinahe geplatzt.

Stephanie war weder schön noch gebildet, hatte weder Charme noch Anmut. Wichtig war nur, daß sie nach den Habsburgergesetzen als ebenbürtig galt, also einem katholischen Königshaus entstammte. Die diesbezügliche Auswahl war nicht sehr groß, das Haus Österreich war ja bereits mit fast allen in Frage kommenden Familien mehrfach verwandt und verschwägert. Eine bayrische Prinzessin wollte man nicht noch einmal »riskieren«, allzu eng waren nun schon die verwandschaftlichen Beziehungen, zu deutlich zeigte sich die geistige Degeneration beim bayrischen König Ludwig II. und seinem Bruder Otto, der im Irrenhaus lebte.

Als erste hatte der damals schon von willigen, schönen Mädchen verwöhnte Kronprinz die sächsische Prinzessin Mathilde »besichtigt«. Und er kehrte, kaum ihrer ansichtig geworden, entsetzt nach Wien zurück. Denn Mathilde war dick, unförmig und plump. Ebensowenig konnte er sich auf seiner Brautschau für die spanische Infantin sowie mehrere Prinzessinnen der Häuser Orleans, Bourbon und Portugal erwärmen.

Obwohl auch Stephanie von Belgien keineswegs seinem »Typ« entsprach, mußte sich Rudolf bei seinem Besuch in Brüssel wohl oder übel für das unscheinbare, blasse Mädchen mit dem

fahlen blonden Haar entscheiden. Die Verlobung war eine Farce, das »Kennenlernen« dauerte keine fünf Minuten. Bei einem intimen Familiendiner sah Rudolf seine Braut zum ersten Mal.

Stephanie erinnert sich in ihren Memoiren daran: »Der Kronprinz trat ein. Er trug die Uniform eines österreichischen Obristen mit dem Großkreuz des Stephansordens und das Goldene Vlies. Mein Herz schlug zum Zerspringen - ich glaubte, daß man es durch die Kleider pochen sehen konnte. Nachdem sich der Kronprinz verneigt hatte und von allen Mitgliedern der Familie begrüßt worden war, näherte er sich mir. Mein Vater stellte ihn mir mit einigen liebenswürdigen Worten vor. Das Auftreten des Kronprinzen war vollendet und sicher. Er küßte mir die Hand, sprach mich deutsch an und erzählte mir einige schmeichelhafte, aber sehr förmliche Worte, und schon nach einigen Minuten stellte er die große Frage, die über unsere Zukunft entscheiden sollte. Hierauf reichte er mir den Arm, und so näherten wir uns meinen Eltern und baten sie, unsere Verlobung zu segnen. Hocherfreut küßten sie ihren zukünftigen Schwiegersohn und erlaubten uns, fortan Du zu sagen ...«

Während Rudolf, der Sohn des ersten Monarchen Europas, in den Augen der Belgier als »gute Partie« gelten mußte, war Stephanie auch von ihrer aristokratischen Stellung her wenig attraktiv. König Leopold, der aufgrund mancher dubioser geschäftlicher Transaktionen nicht unumstritten war, wurde von vielen als Emporkömmling bezeichnet. Elisabeth war von Anfang an gegen die Ehe ihres Sohnes mit der erst fünfzehnjährigen Prinzessin, die sie sowohl äußerlich als auch charakterlich für ungeeignet hielt, den Platz an der Seite des

künftigen Herrschers eines Weltreiches einzunehmen. Die Kaiserin weilte gerade in England, als sie von Rudolfs Verlobung erfuhr. Elisabeth erbleichte, als sie das Telegramm mit der Mitteilung las, daß Stephanie von Belgien die Auserwählte sei. Besorgt fragte die neben der Kaiserin stehende Gräfin Marie Festetics, was denn um Gottes willen geschehen sei. Als die Hofdame erfuhr, daß sich Rudolf verlobt hatte, atmete sie erleichtert auf und meinte, sie habe schon geglaubt, es sei ein Unglück geschehen. Worauf Elisabeth düster antwortete: »Gott gebe, daß es keines werde!« Demonstrativ blieb die Kaiserin nur zwei Stunden in Brüssel, um ihre Schwiegertochter in spe kennenzulernen. Der Unterschied zwischen der »schönsten Frau Europas«, als die Elisabeth damals, mit ihren 42 Jahren, immer noch galt, und dem »häßlichen Entlein« aus Belgien war eklatant und mußte jedem, der bei dem festlichen Empfang für die Kaiserin anwesend war, auffallen.

Rudolf und Stephanie haben am 10. Mai 1881 in der Wiener Augustinerkirche geheiratet. Rudolfs leises, resignierendes »Ja«, konstatierten Beobachter, stand in krassem Gegensatz zur lauten, kräftigen Antwort der Braut auf die Frage des Prager Kardinals Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, der bei der Zeremonie von 24 Bischöfen und Erzbischöfen assistiert wurde.

Schon die Hochzeitsnacht in Schloß Laxenburg war ein einziges Fiasko. Stephanie war überhaupt nicht aufgeklärt worden, und Rudolf fiel in brutaler Eroberermanier, wie er es von seinen zahllosen Liebschaften gewohnt war, über sie her. Noch fünfzig Jahre später schrieb Stephanie über dieses für sie schreckliche Erlebnis: »Welche Nacht! Welche Qual, welche

Abscheu! Ich hatte nichts gewußt, man hatte mich als ahnungsloses Kind zum Altar geführt. Meine Illusionen, meine jugendlichen Träumereien waren vernichtet. Ich glaubte, an meiner Enttäuschung sterben zu müssen.«

Dennoch schien es zunächst, als könnten die beiden miteinander glücklich werden. Noch vor der Hochzeit hatte der Kronprinz euphorisch an seinen Cousin, den Bayernkönig Ludwig, geschrieben: »Ich habe in Stephanie einen wahren Engel gefunden, ein treues gutes Wesen, das mich liebt, eine sehr kluge, gebildete, geschickte Begleiterin für dieses Leben, die mir in all meinen Aufgaben gut und erfolgreich zur Seite stehen wird.« Seinem Erzieher Latour (der ihn ja schon als Kind mehrfach der Lüge überführt hatte) schwindelte er kurz nach der Hochzeit in einem Brief vor: »Ich bin in sie sehr verliebt; und sie ist die einzige, die mich zu vielem verleiten könnte!«

Ganz im Gegensatz dazu sollte sich das ausschweifende »Liebes«-Leben Rudolfs in den knapp acht Jahren seiner Ehe noch weiter intensivieren. »Liebes«- unter Anführungszeichen, denn mit Liebe hatten die zum Teil im Prostituiertenmilieu angesiedelten Affären wenig zu tun. Zu echter, tiefer Liebe dürfte er kaum fähig gewesen sein. Die Wurzeln dafür, das wissen wir seit Sigmund Freud, lagen wohl in Rudolfs Kindheit.

»Der Kronprinz war gewohnt, daß ihm kein weibliches Wesen widerstand«, notiert Stephanie in ihren Memoiren. Marie Larisch brachte in ihren Lebenserinnerungen das Dilemma auf den Punkt: »Bei dieser Braut«, meinte sie, »bestand keine Gefahr, daß Rudolf ein Mustergatte werden würde.«

Er wär's vermutlich auch sonst nicht geworden.

Während die politische Isolation den Thronfolger in immer tiefere Depressionen stürzte, begann Stephanie ihre Stellung als künftige Kaiserin zu genießen. Vor allem nach der Geburt ihrer Tochter Elisabeth »Erzsi« und der gemeinsamen Übersiedlung von Prag nach Wien gab sie sich eitel, arrogant und repräsentationsfreudig. »Stephanie«, beobachtete Erzherzog Leopold Ferdinand Salvator - später als Leopold Wöfling aus dem Kaiserhaus ausgeschieden -, »Stephanie erschien als die ›kühle Blonde‹, äußerlich stets korrekt, sehr vornehm und sehr liebenswürdig, aber unverkennbar diente diese Folie als Maske für eine unbefriedigte Natur; im privaten Verkehr kam man auch nie über die Schranke gesuchter Konventionalität hinaus ... Mit einer gleichgültigen Frau hätte Rudolf besser gelebt als mit einem Vulkan, der von einer Eishaube bedeckt ist.« Rudolf sei, laut Leopold Wöfling, mit der »falschen Frau« verheiratet gewesen. Tatsächlich konnte sie weder für die zahllosen intellektuellen Interessen ihres Mannes noch für seine liberalen politischen Ideen auch nur das geringste Verständnis aufbringen. Ultrakonservativ denkend, reichte ihr ganzer Horizont nicht weiter als zum Erhalt des bestehenden Systems mit all den ihr darin gebotenen Aufgaben der Repräsentation und der Bequemlichkeit. Zwei Welten waren in Rudolf und Stephanie aneinandergeraten.

Nach einigen Jahren vehemente Untreue blieb auch die Kronprinzessin ihrem Mann nichts schuldig. Erwiesen ist ihr langjähriges Verhältnis mit dem Grafen Arthur Potocki, den sie als »die große Liebe« ihres Lebens bezeichnete und regelmäßig in Abbazia traf. Die Beziehung zu dem polnischen Aristokraten dürfte aber nicht die einzige während Stephanies

Ehe gewesen sein.

Während Stephanie ihre Liebschaften geheimhalten konnte, wußte man in den letzten Lebensjahren des Kronprinzen in allen Teilen der Monarchie von dessen zahllosen Affären. Und er mußte sich deshalb so manche Attacke von seinen Gegnern gefallen lassen. In ausländischen Zeitungen verglichen Schönerers Anhänger den »sittenlosen verjudeten Ehebrecher« Rudolf mit dem »christlich untadeligen deutschen Kronprinzen«. Und sie waren in ihrem Urteil auch hierin ungerecht. Denn der spätere deutsche Kaiser Wilhelm II. fand, wenn er in Wien weilte, ebenso wie Rudolf bei Madame Wolfs Schäfchen Zerstreuung. Vermittelt durch keinen anderen als den österreichischen Thronfolger, für den die Schönen der Nacht auch Spitzeldienste erledigten: Wilhelm sprach im Bordell »in gehobener Weinstimmung«, schreibt Rudolf an den k. u. k. Militärbevollmächtigten in Berlin, Oberst Karl von Steininger, »nicht ganz respectvoll über unseren Kaiser, sehr abträglich über mich ... es gehe nur in Preußen alles gut; in Österreich sei der ganze Staat morsch, der Auflösung nahe. Der österreichische Kaiser kann, wenn er will, als unbedeutender Monarch in Ungarn sein Leben fortsetzen. Preußen wird nichts tun, um das rasch herbeizuführen, es kommt ja ohnehin sehr bald von selbst.«

In zunehmendem Maße wurde Rudolf durch seine amourösen Abenteuer auch von seinen Verpflichtungen als Militärikommandant abgehalten. Der Kunsthistoriker Eduard Leisching erinnert sich in seinen Aufzeichnungen an die Manöver 1887/88, an denen er als junger Offizier teilnahm: »In Bruck wohnte er (Rudolf, Anm.) im Schloß und sollte täglich die um 6 oder 7 Uhr früh beginnenden ›Übungen auf

Gegenseitigkeit leiten. Oft aber kam er nicht zur bestimmten Stunde oder überhaupt nicht auf das Übungsfeld, und es wurde unter den Offizieren dann immer ganz offen darüber gesprochen, daß im Schloß in kleinerer oder größerer Gesellschaft (auch von ›Damen‹) die *ganze* Nacht eine tolle Zecherei stattgefunden habe, welche den Kronprinzen unfähig machte, das spät oder wahrscheinlich gar nicht aufgesuchte Lager zu verlassen ...«

Rudolfs Verhältnis zum anderen Geschlecht scheint schon in seinem ersten, 1879 verfaßten Testament auf. »Ein letzter Abschiedsgruß«, heißt es hier, »in Gedanken an alle schönen Frauen Wiens, die ich so sehr geliebt.«

»Er war moderner als die meisten Habsburger«

BESUCH BEI RUDOLFS URENKEL

Guillaume Windisch-Graetz, der Urenkel des Kronprinzen, ist 43 Jahre alt und lebt in Wien. Rudolfs einzige Tochter, Erzherzogin Elisabeth, hatte vier Kinder, drei von ihnen starben relativ früh, nur ihr ältester Sohn Franz Joseph hinterließ direkte Nachkommen. Guillaume ist der einzige Sohn des Prinzen Franz Joseph Windisch-Graetz und damit das Oberhaupt des Familienzweiges nach Rudolf. Ich besuchte den Prinzen im Palais Windisch-Graetz in der Wiener Strohgasse.

Die fortschrittlichen Ideen des Kronprinzen setzen sich hier, in der eleganten Atmosphäre des repräsentativen Familiendomizils, durchaus fort. Würde man die Habsburger in einen konservativen und einen liberalen Flügel teilen, dann gehörte Rudolfs Nachfahre zweifellos der letzteren Gruppe an. Wer aber meint, in Guillaume Windisch-Graetz einen glühenden Verehrer seines Urgroßvaters anzutreffen, wird enttäuscht. »Ja, auch ich denke eher progressiv«, erklärt der Prinz, »und kann daher der politischen Einstellung meines Urgroßvaters durchaus Bewunderung entgegenbringen, aber es gibt da auch gewaltige Vorbehalte. Er hat meiner Meinung

nach zu wenig an die wirtschaftlichen und die sozialen Umstände in der Monarchie gedacht und sich zu sehr auf die Außenpolitik konzentriert. Vor allem aber: Man muß auch den Charakter des Kronprinzen bewerten. Und da kann man eben nicht vergessen, was er in Mayerling angerichtet hat.«

Guillaume Windisch-Graetz ist davon überzeugt, daß sein Urgroßvater Mary Vetsera erschoß und dann Selbstmord beging. Für ihn »hatte der Kronprinz sechs klassische Gründe, sich umzubringen: eine gestörte Beziehung zu seiner Mutter, die sich kaum um ihn gekümmert hat. Die schlechte Beziehung zum Vater. Die katastrophale Ehe. Die vielen Liebesaffären, von denen keine einzige zur Erfüllung wurde. Sein schlechter Gesundheitszustand. Und das Scheitern seiner politischen Ziele.«

Zweifellos sei Rudolf in seinen Ansichten seiner Zeit voraus gewesen. »Und ich kann mir sehr gut vorstellen, daß er die Monarchie hätte retten können. Er wäre vermutlich in der Lage gewesen, die Nationalitätenfrage zu lösen, er hätte eine Staatenföderation eingeführt, der Autonomie von Regionen zugestimmt. Er hätte die Tschechen auf dasselbe Niveau wie die Ungarn gehoben. Er hätte das Serben-Problem in den Griff bekommen. Und er hätte das allgemeine Wahlrecht früher eingeführt als Kaiser Franz Joseph. Er war einfach viel moderner als sein Vater und die meisten anderen Habsburger«, meint Guillaume Windisch-Graetz, der sich selbst als »glühenden Republikaner« bezeichnet.

Bei aller Wertschätzung der politischen Ansichten und Aktivitäten seines Urgroßvaters lehnt der Prinz dessen Persönlichkeit insgesamt ab. »Als Mensch, als Ehemann, als Sohn und Vater hat er total versagt.«

Neben wertvoller Meublage und vielen Bildern, auf denen man die berühmten Ahnen erkennt, zeigt man mir im Palais Windisch-Graetz auch einen eher einfachen, hell lackierten Toilettentisch mit einem großen Spiegel. »Ohne Zweifel hat Mary Vetsera sich in diesem Spiegel zum letzten Mal betrachtet, als sie die Nadeln aus ihrer Frisur löste und die Haare weich über ihre Schultern fließen ließ, so wie man sie später nach ihrem Tod gefunden hat. Zwei Schildchen, die an den Schlüsseln hingen, trugen die Aufschrift ›Zimmer von Mayerling‹ und bestätigten solcherart die Herkunft des Möbelstücks«, sagt Ghislaine Windisch-Graetz, die Mutter meines Gastgebers, die auch ein vielbeachtetes Buch über ihre Schwiegermutter, Erzherzogin Elisabeth, verfaßte

Auch wenn es für Rudolfs Urenkel keinen Zweifel am Doppelselbstmord von Mayerling gibt, würde Guillaume Windisch-Graetz einem Antrag auf Exhumierung des Kronprinzen »sofort zustimmen«. Denn erst wenn das Ergebnis aller Tatumstände vorliegt, »kämen die ewigen Spekulationen um Mayerling zur Ruhe. Beim derzeitigen Stand der Untersuchungen will die Öffentlichkeit, auch nach mehr als hundert Jahren, noch immer nicht glauben, wie Rudolf und Mary wirklich starben.«

Das sei seine ganz persönliche Meinung, erklärt Guillaume Windisch-Graetz. Denn die Entscheidung, ob Rudolf exhumiert wird oder nicht, liegt aufgrund der Familiengesetze (die freilich keine Gesetze im Sinne des bürgerlichen Rechts sind) nicht bei den direkten Nachkommen des Kronprinzen, sondern beim Familienoberhaupt Otto von Habsburg und bei den Kapuzinern. Und die haben eine Exhumierung Rudolfs auf alle bisherigen Anfragen abgelehnt.

Ein merkwürdiger Jagdunfall

WOLLTE RUDOLF DEN KAISER TÖTEN?

Der Jagdunfall ereignete sich am 3. Jänner 1888, ein Jahr vor Mayerling. Und auch diese merkwürdige Affäre wurde nie restlos aufgeklärt. Kronprinz Rudolf gab damals im Revier des kaiserlichen Jagdschlosses von Mürzsteg einen Schuß ab, der seinen Vater, Kaiser Franz Joseph, nur um Haarsbreite verfehlte. Ein Wildhüter wurde dabei verletzt. Die Frage lautet: War es wirklich ein Unfall? Oder war es ein Mordversuch? Immerhin war der Enkel des Kronprinzen der Meinung, daß Rudolf damals den Kaiser umbringen wollte. Zunächst: So ziemlich das einzige, was den Thronfolger mit seinem Vater verband, war die Liebe zur Jagd. Franz Joseph hatte Rudolf sehr früh zum Weidmann erzogen und ihm schon als Kleinkind vom Ischler Büchsenmacher Leithner einen Jagdstutzen anfertigen lassen, so daß »Hugo's Jagdzeitung« Ende August 1867 unter dem Titel »Des Kronprinzen erste Waffentaten im Gaisgebirg« über den Neunjährigen berichten konnte: »Kronprinz Rudolf hat am 22. d. M. früh am Jainzenberg bei Ischl seinen ersten Edelhirsch von 10 Enden ... meisterhaft erlegt. - Als Oberst von Latour den Kronprinzen anfeuerte, auf eine Gams zu schießen, legte der Kronprinz das Gewehr an, zielte, setzte es wieder ab und sprach ruhig zu dem Herrn Oberst die Worte: Es ist eine

Kitzgais. Erst nach längerem Schauen hat der Oberst das Kitz entdeckt.«

Die Hofjagden zu Goisern und Ebensee, der Schönbrunner Schloßpark, Lainzer Tiergarten, Aspern und Laxenburg, die Hochgebirgsjagden im Salzkammergut und in den steirischen Voralpen zählten zu Rudolfs bevorzugten Revieren, wobei er »hinsichtlich des Auerhahnabschusses bereits im jugendlichen Alter von sechzehn Jahren seinen Vater übertraf« und mit achtzehn »seinen hundertsten Gams« erlegt hatte. Als besondere Leistung erwähnt »Hugo's Jagdzeitung«, daß der Kronprinz am 16. Dezember 1881 im Lainzer Tiergarten innerhalb von nur zwei Stunden »96 Stück Schwarzwild zur Strecke brachte«. In seiner rund zwanzigjährigen Karriere als Weidmann ergibt sich laut Schußliste »eine Gesamtstrecke von 43565 Stück Wild, wobei ausdrücklich festzuhalten ist, daß diese Ziffer unvollständig ist und die tatsächliche Gesamtstrecke um die 50000 Stück betragen dürfte.«

Der Jagdunfall von Mürzsteg ist erwiesen und wurde bereits in der 1928 von Oskar von Mitis verfaßten, ersten großen Rudolf-Biographie beschrieben: »Nur um Haaresbreite fehlte es damals, daß der Thronfolger seinen Vater erschoß, ... als im Höllgraben bei Mürzsteg auf Kahlwild gejagt wurde. Der Trieb ging, nachdem sowohl der Kaiser wie der Kronprinz ziemlich viel geschossen hatten, bereits dem Ende zu, als dem Kronprinzen noch ein Rudel Hochwild kam. Er beschoß das Wild, und als es immer weiter flüchtend für ihn immer weniger erreichbar wurde, vergaß er die alte Regel, verließ seinen Stand und schoß nochmals, als das Wild schon gegen den Stand des Kaisers zog. Die Kugel traf den hinter dem Stand des Kaisers sitzenden Träger Martin Veitschegger aus

Mürzsteg beim Ellenbogen in den Ärmel. Dieser erhielt vom Kaiser 50 Gulden, und der Kronprinz durfte an dem Trieb am nächsten Tag nicht teilnehmen.

So war durch das völlig regelwidrige Verhalten des Thronfolgers die Gefahr einer unerhörten Katastrophe, die mit unabsehbaren Folgen verknüpft gewesen wäre, heraufbeschworen worden ...«

Nie war in diesem Zusammenhang eine andere Version als die eines Unfalles verlautet worden. Bis der Schriftsteller Rolf Hochhuth im August 1988, ein halbes Jahr vor der Wiederkehr des hundertsten Mayerling-Gedenktages, in einem Artikel in der Wiener »Presse« ein Gespräch wiedergab, das er mit dem 1981 verstorbenen Enkel des Kronprinzen geführt hatte.

Hochhuth schreibt, er sei einmal beim Prinzen Franz Joseph Windisch-Graetz (dem Vater des im vorigen Kapitel erwähnten Guillaume Windisch-Graetz) zu Gast gewesen. Wie nicht anders zu erwarten, entwickelte sich das Gespräch zwischen Windisch-Graetz und Hochhuth bald in Richtung Mayerling.

Plötzlich sagte der Prinz zum Schriftsteller: »Gern sagt man das ja nicht als Enkel, aber mein Großvater hat geschossen auf den Kaiser! Auf der Jagd hat er's versucht, ihn umzubringen, aber der Schuß ging in den Arm des Büchsenpanzers. In dem Moment, als er dem Kaiser ein neugeladenes Gewehr hinhieß, bekam er an seinem linken Unterarm den Schuß. Der Kaiser, kreidebleich, kam von seinem Anstand herab und hat vor der versammelten Gesellschaft seinen Sohn aufgefordert, sofort die Jagd zu verlassen. Schon daß der Kronprinz dort seinen Stand aufgebaut hatte, ließ auf ein Attentat schließen: So postiert man sich nicht, daß man so leicht den Nachbarn

treffen kann ...«

Der Enkel war »überzeugt, der Jagd->Unfall¹ sei durchaus - Rudolf war ein Meisterschütze - keiner gewesen, sondern ein Attentat«. Laut Hochhuth war Windisch-Graetz »völlig freizusprechen von der Verdächtigung, leichtfertig und unbewiesen seinen Großvater eines Mordanschlages gegen den Urgroßvater bezichtigt zu haben! Der Prinz sah in seinem Großvater einen bedeutenden Politiker, der verzweifelt war, an seinem starrsinnigen Vater vorbei keine Reform zur Rettung der Monarchie durchsetzen zu können und deshalb in die gewaltsame Opposition, ja bis zum Mordversuch gedrängt worden sei ... Das«, fügt Rolf Hochhuth seinem Bericht an, »wollte ich überliefern.«

Anzufügen ist hier die (bereits erwähnte) Stelle aus einem Brief Rudolfs an Stephanie, wo er über den verhafteten deutschen Kaiser schreibt: »Den Wilhelm möcht ich höchstens einladen, um ihn durch ein Jagdabenteuer aus der Welt zu schaffen ...«

Der Brief stammt aus dem Jahre 1888, in dem sich auch der mysteriöse Jagdunfall ereignete!

Guillaume Windisch-Graetz bestätigt, daß das Gespräch seines Vaters mit Hochhuth stattgefunden habe. Und er bestätigt auch, daß sein Vater - ganz im Gegensatz zu ihm selbst - tatsächlich daran glaubte, Rudolf hätte den Kaiser zu ermorden versucht.

Soweit konnte ich also auch Rolf Hochhuth folgen. Den Schluß, den er aus der durch Rudolfs Enkel vorgetragenen Jagdepisode zieht, kann ich jedoch keineswegs nachvollziehen:

»Mein Sohn«, wird der Kaiser im Zusammenhang mit Mayerling oft zitiert, »ist gestorben wie ein Schneider.« Wobei Schneider in der Jägersprache, derer sich Franz Joseph oft zu bedienen pflegte, ein feiger Hirsch ist, einer der kneift - auf den Menschen angewendet: ein Schwächling, ein Feigling. Hätte Rudolf Selbstmord begangen, schließt Hochhuth, wäre er ja laut Ehrenkodex der k. u. k. Offiziere kein Feigling gewesen. Der Kronprinz habe Mary getötet, war aber dann zu feig, seinen ursprünglichen Plan, sich nach dem Mord an der Geliebten selbst zu erschießen, in die Tat umzusetzen. Also habe er einen Offizier gebeten, meint Hochhuth, den Schuß auf ihn abzugeben. Weil Rudolf der Mut fehlte, die Konsequenzen einer schrecklichen Tat zu ziehen, habe ihn der Kaiser einen »Schneider«, einen Schwächling, genannt. Auch eine Version. Allzu viel spricht freilich dagegen. Berichtenswert bleibt der »Jagdunfall«.

Rudolf und die Schrammeln

DER KRONPRINZ SCHREIBT WIENERLIEDER

Jagdausflüge waren es auch, bei denen Rudolf zwei der Kronzeugen der traurigen Ereignisse von Mayerling kennenlernen sollte: den Jagdgehilfen und späteren Kammerdiener Loschek und seinen Leibficker Bratfisch. »Es war am 30. September 1877, ich war gerade im (kaiserlichen Revier) Auhof kommandiert«, erinnert sich Johann Loschek in seinen Aufzeichnungen an das erste Zusammentreffen mit dem Kronprinzen, »da fuhren die Kaiserin Elisabeth und Rudolf vor und verlangten ausdrücklich von mir ein Glas Wasser, welches ich ihnen reichte. Ich bemerkte, daß mich die Kaiserin vom Kopf bis zum Fuß mustern ansah. Bereits am nächsten Tage hatte ich das Anstellungsdekret und war fortan an der Seite des Kronprinzen Rudolf in der Hofburg, in deren riesigen Räumen ich mir bald eine gute Orientierung angeeignet hatte. Ich war nun bei Rudolf bis zu seinem Tode in Mayerling. Ich machte die weiten Reisen mit, und so kam es auch, daß ich der Vertraute Rudolfs wurde. Bei dem Drama in Mayerling hätte eigentlich ein anderer Dienst machen sollen. Aber Rudolf befahl mir: ›Loschek, nach Mayerling kommen Sie mit mir.‹ Doch konnte ich nicht ahnen, was vorfallen würde.«

Bei einem weiteren Jagdausflug kam die wohl eigenartigste Freundschaft des Thronfolgers zustande: die Freundschaft mit dem singenden Fiakerkutscher Josef Bratfisch.

Die »Schrammeln« waren in dieser Zeit Wiens populärste Musikgruppe. Die Brüder Johann und Josef Schrammel sowie Anton Strohmayer und Georg Dänzer hatten unsterbliche Melodien wie »Wien bleibt Wien«, »s Herz von an echten Weana« oder »Vindobona, du herrliche Stadt« geschaffen. Im Jahre 1887 konzertierte das Quartett regelmäßig im Gasthaus »Zur goldenen Waldschnecke« in Dornbach, vor dem oft dreihundert Fiaker bis in die späten Abendstunden warteten, um nach den umjubelten Darbietungen die ebenso noble wie musikbegeisterte Kundschaft zurück in die Innenbezirke zu kutschieren. Auch Kronprinz Rudolf zählte zu den Gästen.

Anfang November dieses Jahres erhielt Johann Schrammel einen Brief des berühmten Komponisten und Kapellmeisters Carl Michael Ziehrer, der für den Thronfolger als Berater in Fragen der Volksmusik tätig war. »Geehrter Herr Schrammel«, schrieb Ziehrer, »bei Seiner Kaiserlichen Hoheit, dem Kronprinzen, dürfte zwischen 14. und 17. d. M. ein echt wienerischer Abend veranstaltet werden. Komme, Sie zu fragen, ob Sie an diesen Tagen Zeit (abends) hätten, zu spielen, selbstverständlich auch mehrere Ihrer Sänger. Bitte morgen mich bestimmt zwischen 1 und 2 Uhr mit Ihrem Besuch zu beeihren, da ich abends noch Bericht erstatten muß.

C. M. Ziehrer, III. Bezirk, Gärtnergasse 17.«

In Wien wußte man längst von der Begeisterung des Kronprinzen für das Volkslied, man konnte ihn oft, teils erkannt, teils anonym, in Gasthäusern und Buschenschanken beobachten, in denen er stundenlang und geradezu andächtig

den »schmalzigen« Melodien der Musikanten lauschte. Dieser Abend freilich sollte etwas Besonderes werden. Und so trommelte das Schrammel-Quartett die besten Heurigensänger der Wienerstadt zusammen, um der Jagdgesellschaft des Kronprinzen auf Schloß Orth an der Donau Außergewöhnliches bieten zu können. Neben den »Schrammeln« selbst fanden sich unter anderen die Fiakersänger Bratfisch und Hungerl, der Kunstpfeifer »Baron Jean«, die Jodlerin »Kiesel-Marie«, der »Friseur Brady« und der Grinzinger Gastwirt und Dudler Josef Brandmeyer ein. In ihrer Begleitung war auch ein Mohr, der an der Schank des Gastrofs Kreipl arbeitete und wie alle Sänger, Musiker, Kutscher und Hilfskräfte für die Zeit der Jagdeinladung des Kronprinzen in einem der umliegenden Gutshöfe einquartiert wurde. In diesem Zusammenhang wird die Episode einer Bäuerin überliefert, in deren Anwesen der schwarze Schankbursche nächtigen sollte. Bei seiner Ankunft fragte sie den mitreisenden »Schuster-Franz«, »ob der Neger echtfarbig« sei. »Aber woher«, machte sich der Musiker einen Scherz, »den haben wir nur so ang'strichen.« Um das zu beweisen, betupfte er seinen Zeigefinger an einer Radnabe verstohlen mit Wagenschmiere, fuhr dem Mohren über die Wange und zeigte den schwarzen Finger vor. Die Frau tat einen entsetzten Schrei und rannte davon, um das frische, blütenweiße Bettzeug gegen ihre ältesten, hundertmal geflickten Überzüge zu ersetzen.

Schon am Tag der Ankunft wurde auf Schloß Orth das erste Mal »aufg'spielt«, wobei laut einem Bericht im »Illustrierten Extrablatt« neben dem Kronprinzenpaar auch Erzherzog Franz Ferdinand sowie die Prinzen Leopold in Bayern und

Philipp von Coburg zur erlesenen Zuhörerschar - »Herren im Frack, Damen in Promenadetoilette« - zählten. Die ausgelassene Soiree dauerte von sechs Uhr abend bis drei Uhr früh »und ernteten die Musiker wie die Sänger den lebhaftesten Beifall der höchsten Herrschaften«.

Am nächsten Tag wurde Rudolf wieder einmal vom Jagdglück verwöhnt, als ihm ein Sechzehnender vor die Flinte lief. Johann Schrammel nahm dies zum Anlaß, einen Marsch zu komponieren, den er »Jagdabenteuer« nannte, dem Kronprinzen widmete und am zweiten Abend auf Schloß Orth zum besten gab. - Laut »Extrablatt« erteilte der Kronprinz »immer das Zeichen zum Applaus, war bester Laune und bestellte danach beim Bratfisch das Lied ›Das waß nur a Weana, a weanerisches Blut. Der Fiaker kannte wohl die Melodie, jedoch den Text nicht und nahm der Kronprinz Papier, schrieb die Strophen des Liedes aus dem Gedächtnis auf und überreichte das Blatt dem Fiaker.«

Was nun folgte, verschweigt das »Extrablatt«: Bratfisch, nur der damals üblichen Kurrentschrift mächtig, konnte Rudolfs Lateinbuchstaben nicht entziffern und hielt dem Kronprinzen, unter gräßlichster Außerachtlassung der im Umgang mit einem Mitglied des Kaiserhauses üblichen, strengen Verhaltensregeln, entgegen: »So a Schrift kann doch kein anständiger Mensch lesen!« Rudolf lachte herhaft über diesen Temperamentsausbruch, fiel dem zweiundvierzig Jahre alten Kutscher um den Hals, trug ihm das vertrauliche »Du« an, sang mit ihm im Duett das beliebte Wienerlied »Das is in Weana sein Schan« und ernannte ihn auf der Stelle zu seinem Leibfiaker.



Josef Bratfisch, Leibfiaker des Kronprinzen und Wienerliedinterpret.

Obwohl der Kronprinz sein Wort in einer Weinlaune gegeben hatte, bekannte er sich allen Bedenken und Vorurteilen zum Trotz weiterhin dazu, pflegte mit Bratfisch freundschaftlichen Umgang und machte ihn zum Vertrauten seiner Liebschaften. Rudolf sollte den singenden Fiaker für seine treuen Dienste auch fürstlich entlohnen, er schenkte ihm ein kleines Haus in Hernals, in dem er ihn mehrmals besuchte. Im Herbst 1888 sogar »in Begleitung von Frl. Mitzi Kaspar«, wie uns Bratfischs Tochter Antonia Konhäuser in einer Denkschrift hinterließ.

Der Kronprinz »kam eigens zur Jause, um des garnierten Liptauers willen, den meine Mutter seiner Meinung nach ausgezeichnet anzurichten verstand und den er bei Hofe nie derart bekam. Dazu wurde Bier und etwas Wein getrunken.« Die Wiener hatten nach den Soireen auf Schloß Orth ihre Sensation. Daß der Sohn des Kaisers so demonstrativ seine enge Verbundenheit mit dem Volkslied zeigte, trug viel zur Steigerung der Beliebtheit des ohnehin seit langem schon populären Thronfolgers bei. Andererseits wurden bei Hof natürlich auch Stimmen laut, die sich darüber mokierten, daß der Kronprinz im Umgang mit dem einfachen Volke entschieden zu weit gegangen sei und eine Vorliebe gezeigt habe, die mit seinem Stand in keiner Weise vereinbar sei. Hinter vorgehaltener Hand tuschelte man auch schockiert über die Verbrüderungsszene zwischen Thronfolger und Fiaker.

Weitere Schrammel-Abende für Rudolf wurden in Laxenburg und im Jagdschloß Mayerling gegeben, das ein Jahr später zum Schauplatz der Kronprinzentragödie werden sollte. Eine Legende bleibt freilich die oft verbreitete Geschichte, das Schrammel-Quartett hätte noch am Vorabend des Todes für Rudolf und Mary in Mayerling aufgespielt.

Einer, der Rudolfs Vorliebe für Wienerlied und Heurigensänger nur wenig Verständnis entgegenbringen konnte, war der Kaiser. Wenige Monate nach dem Tod seines Sohnes wurden die »Schrammeln« für einen Abend in die Villa der Hofschauspielerin Katharina Schratt in der Wiener Gloriettegasse, vis-à-vis von Schönbrunn, gebeten. Da sie des öfteren zu privaten Gesellschaften verpflichtet wurden, war das Engagement für die Musiker zunächst nicht weiter

verwunderlich. Diesmal aber fanden sie keinen Hörerkreis vor. Die Hausfrau ließ sich ganz allein von den »Schrammeln« aufspielen.

Wie die Brüder Schrammel später berichteten, standen während dieses eigenartigen Konzerts die Türen zum Nebenzimmer offen. In seinem Buch »Schrammel-Quartett« vermutet der Autor Hermann Mailer, daß der Kaiser in dem angrenzenden Raum der Schratt-Villa saß, um die Musik, die seinem Sohn so viel bedeutet hatte, wenigstens einmal hören zu können ...

Der Kronprinz war, wie wir wissen, nicht nur begeisterter Zuhörer, sondern auch Textdichter von Wienerliedern, zwei wurden bisher (von Brigitte Hamann) veröffentlicht. Vor mir liegen nun die Originalmanuskripte weiterer Couplets, die allesamt unveröffentlicht sind: »Das ist mein Wien«, »Wiener Gfrettg'schichten«, »Verschiedene Begriffe«, »Na versteht si!«, »Einst und jetzt«, »Ein eigener Zauber«. Die Texte stammen einwandfrei aus Rudolfs Feder, an der Echtheit seiner Handschrift besteht kein Zweifel.

Der Thronfolger hatte die Liedtexte in den letzten beiden Jahren seines Lebens niedergeschrieben, Bratfisch hat sie in seiner Anwesenheit interpretiert. Sie wurden nach Rudolfs Tod im Nachlaß des Kronprinzen entdeckt, ohne weitere Beachtung zu finden. Neben Briefen, Handschriften und anderen Dokumenten lagerten die Texte bis zum Zusammenbruch der Monarchie in irgendeinem Hinterzimmer der Hofburg. Im November 1918 übergab Kaiser Karl, ehe er fluchtartig das Land verließ, dem Hofbeamten Albin Baron Schager einige persönliche Papiere, die ihn - Kaiser Karl - selbst, seinen Vater Erzherzog Otto

sowie Kaiser Franz Joseph und den Kronprinzen Rudolf betrafen.

Unter den Papieren: die handgeschriebenen Wienerliedtexte des verstorbenen Thronfolgers. Dr. Schager vermachte die zunächst ins Exil mitgenommenen Unterlagen dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, wo sie nach seinem Tod im Dezember 1941 in Verwahrung blieben. Jahrzehntelang, ohne entdeckt zu werden. Erst der Historiker Dr. Peter Broucek fand den Schager-Nachlaß im Zuge der Recherchen für sein 1973 erschienenes Buch über Generalmajor Anton von Lehár - den Bruder des Operettenkomponisten Franz Lehár. Broucek, der von dem »Schatz« bisher keinen Gebrauch gemacht hatte, erzählte mir von den Liedtexten, als er erfuhr, daß ich an einem Mayerling-Buch schrieb. Und ich konnte sie mir dank seines Hinweises im Haus-, Hof- und Staatsarchiv besorgen.*

* Die Wienerlied-Texte des Kronprinzen Rudolf finden sich im Anhang dieses Buches.

Der Thronfolger in Geldnöten

RUDOLFS FREUNDSCHAFT MIT BARON HIRSCH

Sein aufwendiger Lebensstil - vor allem aber Jagden und Frauenaffären, die beiden großen Leidenschaften des Kronprinzen - verschlang Unsummen an Geld. Im Gegensatz zu anderen Erzherzogen wie Franz Ferdinand, der das große Vermögen des Hauses Österreich-Este geerbt hatte, oder Karl, dem die Albertina und riesige Ländereien gehörten, verfügte der Sohn des Kaisers keineswegs über besondere Reichtümer. Er war auf seine jährliche Apanage in Höhe von 45000 Gulden* angewiesen und erhielt als Generalinspekteur der k. u. k. Infanterie eine Monatsgage von 800 Gulden (etwa viermal soviel wie ein Universitätsprofessor).

Der Kronprinz fand in Baron Moritz Hirsch einen wahrhaft großzügigen Financier, der ihm aber auch ein väterlicher Freund werden sollte. Der jüdische Bankier war 27 Jahre älter als Rudolf, stammte aus Bayern, lebte in Paris, Brüssel, London und Wien. Sein gewaltiges Vermögen hatte er mit der Finanzierung der Balkaneisenbahn und der Beteiligung an einer privaten Lotteriegesellschaft erwirtschaftet. Dem Kronprinzen sollte er einige Male aus seiner Finanznot helfen.

* Entspricht lt. Statistischem Zentralamt Wien im Jahre 1993 rund 4,5 Millionen Schilling (= 650000 DM)

Die Frauenaffären waren zweifellos der größte Ausgabeposten in Rudolfs Privatbudget. Am Beispiel Mizzy Kasppat lässt sich nachvollziehen, wie teuer die Liebschaften kamen, zumal dem Polizeiakt der Mätresse zu entnehmen ist: »Kronprinz Rudolf soll der Mizi außer dem Haus (in der Heumühlgasse, Anm.), das 60000 Gulden kostete, 80000 im letzten Juni gegeben haben, ihr Schmuck soll 50000 Gulden werth und bei Rutzky (Mehlmarkt) zum großen Theile gekauft worden sein.« Nach Rudolfs Tod wurde in seiner Schreibtischlade in der Hofburg ein für Mizzy Caspar deponiertes Kuvert mit der Aufschrift »100000 Gulden« gefunden, in dem sich aber nur noch 30000 befanden.

Die fehlenden 70000 Gulden hatte mittlerweile Marie Larisch erhalten. Denn auch sie ließ sich ihre Vermittlerdienste zwischen Rudolf und Mary teuer bezahlen. Die Gräfin war schwer verschuldet und bat Mary mehrmals - zum ersten Mal bereits nach deren erstem Rendezvous mit dem Kronprinzen -, sie möge an Rudolf herantreten, damit dieser ihre »dringende Schuld in Höhe von 25000 Gulden« begleiche. Während Marys Vertraute und Kammerzofe Agnes Jahoda der Baronesse riet, Rudolf keinesfalls mit dieser enormen Geldforderung zu behelligen, meinte die bis über beide Ohren verliebte Vetsera, sie sei »der Gräfin zu so viel verpflichtet und schuldig, weil sie sie mit dem Kronprinzen bekanntgemacht habe«, daß sie Rudolf von der Finanznot seiner Cousine unterrichten werde. Mary teilte dies dem Kronprinzen schriftlich mit, und dieser ließ den gewünschten Betrag durch einen Diener in einem verschlossenen Kuvert ins Palais Vetsera bringen. Mary telegraфиerte der Freundin nach Pardubitz, die sofort nach Wien reiste, um das Geld am nächsten Tag bei einem

gemeinsamen Frühstück in Empfang zu nehmen.

Wie seine Freundschaft mit Moriz Szeps wurde auch Rudolfs Verbindung mit dem Baron Hirsch von antisemitischen Kreisen angeprangert. Als der Kronprinz im September 1888 mit Hirsch und dem stets in Geldnöten befindlichen Prinzen von Wales bei einem gemeinsamen Frühstück im Hotel Imperial gesehen wurde (und dies auch im »Neuen Wiener Tagblatt« zu lesen war), wurde Rudolf in Georg von Schönerers Zeitung »Unverfälschte Deutsche Worte« - ohne namentlich genannt zu werden, aber für jedermann erkennbar - als »Judenknecht« bezeichnet. »Wer mit Baron Hirsch Arm in Arm das Jahrhundert in die Schranken weist, muß sich üble Nachrede gefallen lassen ... Die Träger historischer Namen, sie buhlen förmlich um die Gunst eines Mannes, mit dem sich ein ehrlicher Bürger nicht zu Tische setzen würde.«

Kaum zu glauben, daß solche Attacken trotz scharfer Preszensur in der Monarchie in Druck gehen konnten. Auch Rudolf wunderte sich, wie er einmal seinem Freund Szeps - bei einer ganz anderen Gelegenheit - anvertraute: »Warum hat denn dieser Baron Krauss (Wiens Polizeipräsident, Anm.), der ja alle möglichen Zeitungen zusammenkonfiszieren läßt, wenn es gegen ihn oder Taaffe gerichtet ist, nicht konfiszieren lassen, wenn sie gegen mich ausfällt? ... Es scheint, daß ich diesen Herren in der Quere bin. Ich verlange gewiß nicht eine Extrabehandlung als Kronprinz, wenn aber die Herren, um nur sich selbst zu schützen, zusammenkonfiszieren lassen, was Platz hält, so sollten sie dasselbe tun, wenn es einmal mich trifft.«

Bei seinem Tod schuldete Rudolf dem Bankier Hirsch 150000 Gulden*, die vom Kaiser sofort beglichen wurden. Kronprinzessin Stephanie meint in ihren Memoiren, die finanziellen Sorgen seien sicher kein Grund für den Selbstmord gewesen, Rudolf hätte »von Geld und Geldeswert keine Ahnung« gehabt. Man sprach nie darüber.

* Rund 15 Millionen Schilling (= 2,1 Millionen DM)

Ein neues Schloß an der Kapuzinergruft?

HERR FLATZELSTEINER AM BURGTHEATER

Herrn Flatzelsteiners Tat findet Eingang in die Literatur. Der alten Nestroy-Tradition entsprechend, Couplets mit aktuellen Strophen anzureichern, singt Christian Futterknecht am 16. Jänner 1992 als »Schnoferl« in Nestroys Posse »Das Mädel aus der Vorstadt« im Theater in der Josefstadt:

*Entdeckt worden ist jüngst
Ein perverser Ent-Ehrer.
Er hat sich vergriffen
An der Mary Vetsera.
Einen seltsamen Gusto
Hat Herr Flatzelsteiner.
Für den gibt's nix Schön'res
Als alte Gebeiner.
Zum Glück hab'n wir ja ein Blatt
Im Kleinformat,
Das immer viel Sinn für d' Vergangenheit hat.
Ja, das Ding
Von Mayerling
Kriegen die Leut
Eingebleut.
No, laßt ma an jeden sei Freud.*

Drei Tage später, am 19. Jänner, geht auch Maria Bill in der Burgtheater-Premiere von Andre Hellers »Sein und Schein« in ihrem Chanson als »Ägyptisches Mädchen« auf den »Fall Flatzelsteiner« ein:

*In heißem Land
Steh' ich am Sand
Als Pyramidenfrau.
Doch bin ich ganz aus Österreich
Der Trick ist alt und schlau.
Man klagt zum Beispiel,
Daß in Kairo Schreckliches passiert.
Sogar die Fürstenmumien
Werd'n dort aus dem Grab entführt.
Die Toten finden keine Ruh,
Ma braucht's als Sensation.
Mit ihre Knochen handelt man
Jetzt allerorten schon.
Der Schädel von der Potiphar
Modert in an Depot,
Das einem Möbeltandler g'hört,
Schwachsinn ist das en gros.
Wie gut, daß es solch Schändlichkeit
Nur in Ägypten gübt.
Denn gab's sowas in Österreich,
Wär'n alle sehr betrübt!*

Auch dem Kabarett bietet der Grabraub Stoff. In seinem Programm »Und er bewegt sich doch« hält Hans Peter Heinzl am 1. Februar 1993 im Wiener Konzerthaus (und ein paar Tage später im Fernsehen) die folgende Conference: »Was heute wichtig ist, steht in den Schlagzeilen. Was die Schlagzeilen in letzter Zeit ausgemacht haben, das war die Gesundheit. Man

hat sich so viele Sorgen gemacht um den Gesundheitszustand vom Alois Mock -und von der Mary Vetsera. Die Geliebte des Kronprinzen ist jetzt wieder ›in‹. Mayerling wird immer mehr zum österreichischen Loch Ness. Eine Weltsensation von brennender Aktualität. Georg Markus hat jetzt endgültig den wissenschaftlichen Beweis erbracht: Mary Vetsera ist tot! Das war gar nicht so leicht, wie Sie glauben, weil ja der Kaiser damals alles verschleiert hat. Der Leichnam der Vetsera wurde bei einem Linzer Möbelhändler untergebracht und in der Gruft haben s' eine halbe Taschenlampe beigesetzt« Im übrigen würde man diesen Markus, seit ihm der Möbelhändler Flatzelsteiner eine journalistische Sensation geliefert habe, auch in anderen Möbelgeschäften antreffen, »er macht dort die Laden aller Kasteln und Schränke auf und schaut nach, ob ihm nicht das Skelett vom Thronfolger entgegenkommt.«

Satirisch hatte zuvor schon Herbert Hufnagl in seiner »Kurier«-Kolumne »Kopfstücke« verteilt, als er aufgrund der Anfrage eines Lesers »Und was ist mit den anderen?« über die zentrale Frage »Sind die Flatzelsteiners unter uns?« grübelte: »Um das zu ergründen, müßte zunächst in allen Prominentengräbern Nachschau gehalten werden. Vielleicht könnte Wirtschaftsminister Schüssel eine Graböffnungskommission bilden. Wehe, die wird fündig bzw. nicht fündig. Dann geht's erst richtig los. Wer räumte die Gräber von Beethoven, Johann Strauß oder Hansi Niese aus? ... Hat womöglich der Vetsera-Aufgrabungsjournalist Georg Markus (wo blieb eigentlich Alfred Worm?) einst am Gräberschwarzmarkt eine Grabbeigabe von Hans Moser erstanden? Lagert in einem der Plastiksäcke von Marcel Prawy

ein Stück von Richard Strauss? Sitzt Helmut Qualtinger nach einem von ihm zu Lebzeiten erdachten *practical joke* nicht schon längst in einem Winkel seines Stammbeisls Gutruf?«

Helmut Flatzelsteiner, solcherart durch Funk, Fernsehen, Theater und Kabarett geradezu eine Berühmtheit geworden, erklärt Ende Jänner meinem Kollegen Christian Hauenstein in einem neuerlichen Interview: »Nein, was ich getan habe, tut mir nicht leid. Ich fühle mich als Werkzeug der Geschichte.« Und er meldet seinen neuesten Wunsch an: die Exhumierung der sterblichen Überreste des Kronprinzen Rudolf. Damit das Rätsel von Mayerling endlich vollends gelöst werde.

»Herr Strudl«, der satirische Beobachter weltweiter Geschehnisse in der »Kronen Zeitung«, folgert am nächsten Tag: »Der Flatzelsteiner will jetzt, daß der Kronprinz Rudolf exhumiert wird. I glaub', an der Kapuzinergruft sollten s' a neues Schloß anbringen!«

»Dann kommen wieder förmliche Krämpfe«

RUDOLFS KRANKHEITEN

Kronprinz Rudolf war in den letzten Jahren seines Lebens ein schwerkranker Mann. Krank sein Körper, krank aber auch seine Seele. Das schreckliche Ende hatte sich seit längerem schon abgezeichnet. Und auch das lässt wohl von allen Theorien die des Selbstmordes am glaubwürdigsten erscheinen.

Die so folgenschwere Konstellation seiner Psyche war dem Kronprinzen förmlich in die Wiege gelegt worden. Wittelsbacher - die Familie der Mutter - und Habsburger hatten seit Jahrhunderten Inzucht betrieben. Die Eheschließung von Rudolfs Eltern war die 22. zwischen den beiden Geschlechtern. Franz Joseph und Elisabeth waren Cousins, ihre Ehe bedurfte einer Dispens des Papstes.

In den Gedichten Elisabeths dringt immer wieder eine eigenartige Todessehnsucht durch (»Ich bin schon längst gestorben«). Bei den Wittelsbachern waren schwere psychische Schädigungen nicht selten, einige galten als geisteskrank.

Das war Rudolf sicher nicht, er war ein hochintelligenter, psychisch jedoch extrem labiler, übernervöser Mensch.

(Das Gutachten des Leibarztes Professor Dr. Hermann Widerhofer, der Kronprinz hätte »im Zustand von

Geistesverwirrung« Selbstmord verübt, wurde natürlich nur erstellt, um ihm ein kirchliches Begräbnis zu ermöglichen.) Verstärkt wurden die schweren psychischen Probleme - seine Depressionen waren für jedermann erkennbar - durch lebenslange Frustrationen. Schon im Kind wurde durch völligen Liebesentzug eine neurotische Entwicklung in Gang gesetzt, die schließlich, als der Erwachsene sowohl berufliche als auch private Enttäuschungen erlitt, zur Katastrophe führte. Für den Wiener Selbstmordforscher Erwin Ringel ist der Selbstmord »nicht primär Reaktion auf irgendwelche Schwierigkeiten und Umstände, sondern er ist vielmehr der Abschluß einer sich allmählich entwickelnden und steigernden Verhaltensweise der gesamten Persönlichkeit«. Die Ursache des Selbstmordes liegt, laut Professor Ringel, »bedeutend mehr in der Entwicklung der Persönlichkeit und des Lebensweges als in der akuten Situation, die unmittelbar vor dem Selbstmord besteht«.

Auf Rudolf bezogen: Nicht die politischen und persönlichen Katastrophen in seinen letzten Lebensjahren waren der Ursprung des Freitodes, sondern die ererbten depressiven Neigungen und die in der Kindheit entstandenen neurotischen Zwänge.

Am Beginn des Jahres 1886 erkrankte der Kronprinz, wohl als Folge regelmäßigen Verkehrs mit »halbseidenen Damen«, an Gonorrhoe. Zu den psychischen Problemen kamen nun auch physische, die man mit den damals üblichen Quecksilberkuren zu lindern versuchte. Rudolf plagten im Verlauf dieser Geschlechtskrankheit Entzündungen an der Harnröhre und an den Bindeg Häuten der Augen, seine Gelenke schmerzten. Während die Krankheit heute innerhalb weniger Tage geheilt

werden könnte, standen ihr die Ärzte vor hundert Jahren beinahe machtlos gegenüber.

Mit Hilfe von Alkohol und Drogen versuchte Kronprinz Rudolf die Flucht aus Depression und körperlicher Schwäche. Doch die fatale Mixtur aus Champagner und Kognak sowie Morphinum und Kokain - ursprünglich von den Ärzten zur Linderung seiner Leiden empfohlen - führten zusätzlich noch zu Magenkrämpfen und asthmaartigen Hustenanfällen. »Meinen Husten kann ich nicht loswerden«, schreibt er im März 1887 an seine Frau Stephanie, »oft hört es für viele Stunden auf, dann kommen wieder förmliche Krämpfe ... Ich bekämpfe das mit Morphin, was an und für sich schädlich ist.« »Diese Mitteilung beweist eindeutig, daß Rudolf Morphinum nahm«, meint Hans Bankl in seinem Buch »Woran sie wirklich starben«. »Es ist zweifelsfrei nachgewiesen, daß der Kronprinz zwei Jahre vor seinem Tod süchtig war. Rudolf verabreichte sich subkutane Injektionen, hat aber offenbar auch Entwöhnungsversuche unternommen; seine nähere Umgebung wußte über die Entzugserscheinungen. Morphinum, Alkohol und Frauen, in den Stadien der Depression als Rauschmittel benutzt, beschleunigten seinen körperlichen Verfall.«

Rudolf magerte ab, alterte frühzeitig, wurde von einer Gastritis, permanenten Kopfschmerzen und schweren Schlafstörungen gepeinigt. Im allgemeinen fand er nicht mehr als vier Stunden Nachtruhe. Offiziell unter »rheumatischen Zuständen« leidend, steckte Rudolf seine Frau während eines gemeinsamen Urlaubes auf der dalmatinischen Insel Lacroma mit der Geschlechtskrankheit an. »Nur wenige Tage konnte ich mich des herrlichen Aufenthalts erfreuen«, schreibt

Stephanie in ihren Memoiren, »dann erkrankte auch ich schwer. Wochenlang lag ich, noch immer ahnungslos, mit namenlosen Schmerzen zu Bett. Professoren aus Wien und Triest erklärten, ich litt an einer Bauchfellentzündung. Ich selbst ahnte den Grund meines Leidens nicht. Auf hohen Befehl wurde alles vertuscht, die Ärzte auf Schweigen beeidigt. Erst später entdeckte ich und erfuhr ich, daß der Kronprinz an meinem Leiden schuld war. Auch ihn hatte die furchtbare Seuche erfaßt, die noch vor niemandem, sei er geringen Standes oder auf den Höhen des Throns geboren, halt gemacht, sofern ihr Leichtsinn oder fluchwürdiges Erbe Tür und Tor öffnet ...«

Stephanies Eileiter hatten sich durch die venerische Krankheit entzündet, was zur Sterilität der Kronprinzessin führte. Das Ehepaar hatte zwar eine Tochter - die 1883 geborene Erzherzogin Elisabeth -, doch die Hoffnung auf einen männlichen Thronfolger war nun begraben. Auch das war ein schwerer Schlag für Rudolf und seine Frau.

Im Sommer 1886 wurde Rudolfs Hang zur Selbstzerstörung offensichtlich. Eintragung im Tagebuch des 28jährigen: »Ich suche von Zeit zu Zeit nach einer Gelegenheit, einen Sterbenden zu sehen und seine letzten Atemzüge zu belauschen. Es ist dies für mich immer ein merkwürdiger Anblick, und von allen Personen, die ich sterben gesehen habe, ist jede auf eine andere Weise gestorben ... Ich suche auch meine Frau an diesen Anblick zu gewöhnen. Man muß mit den letzten Notwendigkeiten des Lebens rechnen lernen.«

Rudolf begann plötzlich dunkle Todesahnungen zu äußern, er las Selbstmordgeschichten und bemerkte, wann immer über die Zukunft der Monarchie gesprochen wurde, stereotyp: »Ihr

werdet sehen, daß ich es nicht erleben werde!« Den Erzherzogen Franz Ferdinand, Otto und Friedrich sowie dem Herzog von Braganza und dem Maler Franz von Pausinger gegenüber deutete er, wenn auch versteckt, seinen bevorstehenden Freitod an - ohne daß einer der Herren dies ernst genommen hätte. Laut Professor Bankl zeigte Rudolf in den letzten zweieinhalb Jahren seines Lebens alle Symptome, die in der modernen Psychiatrie als Vorstadien des Selbstmordes angesehen werden:

1. Isolierung seiner Person und Entwicklung des Gefühls der Ausweglosigkeit; Depressionen und hilflose Scheu in eine pessimistisch erachtete Zukunft.
2. Starke, aber ohnmächtige Aggressionen gegen das herrschende System und dessen obersten Repräsentanten - seinen Vater; daraus resultierende Resignation und Schuldgefühle.
3. Flucht in eine Phantasiewelt mit Gedanken und Gesprächen über den Tod.

In dieser Zeit fragte Rudolf den Anatomen Emil Zuckerkandl (übrigens ein Schwiegersohn seines Freundes Moriz Szeps), »ob es nicht unheimlich sei, im Anatomischen Institut zu wohnen, von Leichen und Skeletten umgeben, in einer Atmosphäre des Todes«.

»Nein, selbst Totenschädel besitzen eine gewisse Schönheit«, antwortete der Professor, »und bald wird man mit der Idee vertraut, daß Tod kein Unglück ist, sondern eine notwendige, wundervolle Erfüllung des Lebens.« Ohne es zu wollen, mag der berühmte Arzt den Kronprinzen auf diese Weise in seinem

längst gefällten Entschluß, sterben zu wollen, bestärkt haben. Er bat Zuckerkandl jedenfalls, ihm einen Totenschädel zu schenken. Rudolf hatte ihn in den letzten Wochen seines Lebens, neben einem Revolver, auf seinem Schreibtisch in der Hofburg liegen. Klarer als durch dieses makabre Bild hätte er seiner unmittelbaren Umgebung den Wunsch zu sterben nicht ankündigen können.

Auch Mary Vetsera kam mit dem Totenkopf in Berührung: »Ich untersuchte alles«, schreibt sie ihrer Freundin Hermine Tobis nach ihrem ersten Besuch bei Rudolf in der Hofburg. »Auf dem Schreibtisch lagen ein Revolver und ein Totenkopf. Ich nahm letzteren in die Hand und besah ihn von allen Seiten. Plötzlich kam er (Rudolf, Anm.) herein und nahm ihn mir ganz erschrocken aus der Hand. Als ich ihm sagte, daß ich mich gar nicht fürchte, lächelte er.«

Zeitzeugen stellten fest, daß Rudolfs einst glänzend vorgetragene Reden zunehmend inhaltslos wurden, daß von seinen wissenschaftlichen und literarischen Qualitäten nicht mehr viel übrigblieb, daß er seine Gedanken und politischen Ansichten sprunghaft änderte. Zahllose Gerüchte schwirrten - damals schon - durch die Monarchie, man vermutete, daß die Störungen mit einem angeblichen Ohrenleiden in Zusammenhang stünden, von den Wittelsbachern ererbt, oder Folgen eines Sturzes vom Pferd wären.

Am 1. März 1887 setzte Kronprinz Rudolf seinen Letzten Willen auf: »Nachstehendes Testament habe ich bei vollkommen klarer Besonnenheit eigenhändig niedergeschrieben und bitte Seine Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät unterthänigst, die Mühe als Testament-Executor gnädigst auf sich nehmen zu wollen; und auch die

Vormundschaft über meine Tochter Elisabeth zu übernehmen. Zur Universalerbin meines beweglichen und unbeweglichen Vermögens bestimme ich meine Tochter Elisabeth; meiner Gemahlin Stephanie bestimme ich den lebenslänglichen Nutzgenuß des gesamten Vermögens. Im Falle ihrer Wiederverehelichung hört der Nutzgenuß gänzlich auf und geht auf meine Tochter über. Im Falle der Verehelichung meiner Tochter wird der Nutzgenuß zwischen beiden getheilt.«

Wenige Tage, nachdem er das Testament abgefaßt hatte, fand Kronprinzessin Stephanie ihren Mann »stark verändert. Nicht nur, daß seine Gesundheit erschüttert war, auch seine Unrast hatte zugenommen; seine Jagdleidenschaft hatte sich ins Unnatürliche gesteigert und seine Abende verlebte er in Kreisen, in die ich ihm nicht folgen konnte. Ich fühlte deutlich, daß er mir jetzt völlig entglitten war, hinabgezogen in eine andere Welt. Heute weiß man, daß das veränderte äußere Wesen des Kronprinzen nur eine Folge des schweren moralischen und politischen Konfliktes war, aus dem er sich nicht mehr befreien konnte. Das war eine Zeit, da sich das Schicksal des Kronprinzen Rudolf entschied ... Es war traurig, daß man von alledem, solange es sich noch vorbereitete, nichts wußte oder aber wissen wollte. Das war die Zeit, da sich das Schicksal des Kronprinzen entschied. In der Folge kam es vor, daß der Kronprinz erst frühmorgens in einer unerfreulichen Verfassung nach Hause kam. Unter solchen Umständen war ein wirkliches Zusammenleben nicht mehr möglich, mein ganzes Wesen empörte sich dagegen.«

Immerhin kann man Stephanie zugutehalten, daß sie als einziges Familienmitglied die bedrohliche Situation des

Kronprinzen erkannte und ihn zu retten versuchte. Nach ihrer Rückkehr von einer Mittelmeerkreuzfahrt im Jänner 1889, erschrak sie über Rudolfs Aussehen dermaßen, daß sie den Entschluß faßte, beim Kaiser vorzusprechen, um ihm rückhaltlos die Augen über den Zustand seines Sohnes zu öffnen.

»Ich klammerte mich an den Gedanken, daß sein Eingreifen uns helfen und retten würde«, erinnerte sie sich. »Obwohl es nicht gestattet war, unangemeldet beim Kaiser zu erscheinen, nahm ich all meinen Mut zusammen und ließ mich gleich durch den Kammerdiener ansagen. Der Kaiser empfing mich gütig. Ich begann damit, daß ich sagte, Rudolf sei sehr krank und sein Aussehen und sein Benehmen bereite mir ernste Sorgen; ich bat ihn inständig, er möge seinen Sohn doch bald durch eine längere Weltreise seinem aufreibenden jetzigen Leben entziehen. Da fiel mir der Kaiser in das Wort: ›Das ist eine Einbildung von dir. Rudolf fehlt nichts. Er sieht nur blaß aus, ist zu viel unterwegs, er mutet sich zu viel zu. Er soll mehr bei dir bleiben; sei nicht ängstlich!‹ Der Kaiser umarmte mich; ich küßte ihm die Hand. Ich war entlassen, und alles, was ich dem Kaiser mitteilen wollte, war ja noch unausgesprochen. Wankend trat ich ins Vorzimmer, ich mußte an einem Sessel Halt suchen. War das alles, was mir von dieser letzten Hoffnung blieb? Das Schicksal des Kronprinzen schien mir besiegt. Ich fürchtete das Ärgste: ein Dahinsiechen, schauerlicher als der Tod.«

Trotz vieler äußerer Anzeichen hatte der Kaiser die akute Gefahr, in der sich sein einziger Sohn befand, nicht erkannt, nicht erkennen wollen. Seine Schwiegertochter durfte mit ihm nicht einmal darüber sprechen.

Als wahrscheinliche Folge der großen Einsamkeit in seiner Kindheit - die Mutter ständig auf Reisen, der Vater ausschließlich um die Verwaltung seines Reichs bemüht - konnte Rudolf auch in seinen Erwachsenenjahren nicht allein sein. Ebenso wie er Angst vor dem Allein-Leben hatte, hatte er wohl auch Angst vor dem Allein-Sterben. Deshalb war es zum sehnsüchtigen Wunsch geworden, einen anderen Menschen mit in den Tod zu nehmen.

Es war Mary Vetseras Schicksal, daß sie die »Auserwählte« dieses Wahnsinnsplans werden sollte.

»Nicht würdig, mein Nachfolger zu werden«

DER WEG NACH MAYERLING

Am 26. Jänner 1889 dürfte die Entscheidung zum Selbstmord gefallen sein. Rudolf ist um neun Uhr früh in Audienz beim Kaiser, in deren Verlauf es zu einem schrecklichen Streit kommt. Es gibt natürlich keine Zeugen dieser Auseinandersetzung, dafür aber mehrere Versionen, was sich während des Gesprächs in der Hofburg zwischen Vater und Sohn abgespielt haben soll.

Version 1: Rudolf habe seinen Vater um die Einwilligung gebeten, beim Papst die Annulierung seiner Ehe mit Kronprinzessin Stephanie zu beantragen.

Version 2: Rudolf sei Freimaurer gewesen, und der Kaiser habe ihn wegen der Zugehörigkeit zu diesem - im damaligen Österreich verbotenen - Geheimbund zur Rede gestellt. Fest steht, daß der Kronprinz den Freimaurern und vor allem ihrem liberalen, antirassistischen und antiklerikalnen Gedankengut nahestand, doch konnte bis heute der hundertprozentige Nachweis, ob er wirklich Mitglied einer Loge war, nicht erbracht werden.

Version 3: Kaiser Franz Joseph habe seinen Sohn aufgefordert, die ihm bekannt gewordene Beziehung zu Mary Vetsera zu beenden. Dafür spricht ein in einem Kleid Marys später aufgefunder Abschiedsbrief (der im Original aber nicht

vorliegt) an ihre Schwester Hanna: »Er hat mir heute endlich offen die Unmöglichkeit dargelegt, daß ich je die Seine werden könnte; - er hat seinem Vater sein Ehrenwort darauf gegeben, von mir zu lassen. Es ist aus! Ich gehe freudig in den Tod.«

Version 4: Es sei durchgesickert, daß die Baronesse Vetsera vom Thronfolger ein Kind erwarte. Für diese Version spricht die »bereits erwähnte Eintragung im Polizeiakt, die Marys bereits im 4. Monat gediehene Schwangerschaft« bestätigt, weshalb es »am 26. v. M. zu einem fürchterlichen Auftritte zwischen Vater und Sohn« gekommen sei.

Version 5: Völliges Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn in Fragen der österreichisch-ungarischen Außenpolitik. Die Entscheidung, ob der Zweibund mit Deutschland verlängert würde, sollte in dem eben begonnenen Jahr getroffen werden. Während sich Rudolf offen dagegen ausspricht, gibt es für Franz Joseph keine Alternative. Für diese, die »politische Version«, spricht ein Brief, den der leitende Kriminalbeamte (und spätere Wiener Polizeipräsident) Ferdinand Baron Gorup wenige Stunden nach Rudolfs Tod in dessen Sterbezimmer finden und, da er ihn aus historischen Gründen für interessant hielt, abschreiben wird: »Abschied! Die Zeit drängt. Ich concludire: Der Kaiser wird in absehbarer Zeit nicht abdiciren (= abdanken). Er steuert dem Untergang zu. Ewiges Zuwarthen bei zutiefst kränkenden und mehrfachen schweren Conflicten unerträglich ...« Wie viele andere Mayerling-Dokumente ist auch das Original dieses von Rudolf handgeschriebenen Briefes verschwunden.

Welche der fünf Versionen auch zutrifft, wobei es sehr leicht möglich, ja wahrscheinlich ist, daß mehrere Faktoren gleichzeitig zur Katastrophe führten: Der Kaiser sagt zu

Rudolf am Ende der Audienz, als die Tür zum Vorraum bereits geöffnet ist, den berühmten Satz (den Franz Josephs Kammerdiener Beck gehört haben will): »Du bist nicht würdig, mein Nachfolger zu werden!« Andere Mitglieder des Personals bemerken, daß der Kronprinz beim Verlassen des kaiserlichen Appartements »fürchterlich verstört, geradezu verfallen aussah und sichtbar zitterte«.

Rudolf führt an diesem Samstag dennoch sein gewohntes Leben weiter: Er sitzt nach der Audienz an seinem Schreibtisch in der Franz Josephs-Kaserne, erledigt seine Korrespondenz, hat diverse Besprechungen. Er befaßt sich sogar noch mit einer vogelkundlichen Studie über ein seltenes Waldhuhn, womit bewiesen ist, daß er bis zuletzt geistig rege war.

Rudolf denkt an diesem Tag durchaus noch in die Zukunft, schickt er doch den folgenden Brief an Josef von Weilen, den Redakteur der deutschsprachigen Ausgabe des »Kronprinzenwerkes«, für das er einen Beitrag über das nördlich von Budapest gelegene kaiserliche Jagdschloß Gödöllö in Arbeit hat: »Lieber Weilen! Es war mir bisher nicht möglich, die Skizze von Gödöllö niederzuschreiben, ich war, wie Sie wissen, diese Zeit mit vielen, namentlich militärischen Arbeiten überhäuft, und jetzt habe ich die Qualifikationslisten durchzusehen, was sorgfältig geschehen muß und viel Zeit in Anspruch nimmt. Aber ich werde, wenn ich Montag nach Mayerling komme, dort einige Stunden Muße finden, um den Aufsatz über Gödöllö fertigzustellen ... Ich hoffe Sie Mittwoch oder Donnerstag zu sehen und Ihnen dann das Manuskript zu übergeben. Mit besten Grüßen Ihr Rudolf.«

Einen besseren Beweis für seinen an diesem Tag zumindest zeitweise noch vorhandenen Lebenswillen hätte uns der Kronprinz nicht hinterlassen können. Dennoch scheint festzustehen, daß die Aussprache mit dem Kaiser den Ausschlag gab, sein Leben beenden zu wollen.

Mary besucht am späten Nachmittag ihre Vertraute Marie Larisch im Grand Hotel, Zimmer 21. »Sie war leichenblaß«, erinnert sich die Gräfin später, »und die Augen schienen für ihr Gesicht viel zu groß. Sie machte auf mich den Eindruck, als sei ihr etwas Fürchterliches zugestoßen.« Ihre Mutter, wegen der Tabatiere mißtrauisch geworden, wollte Mary angeblich »in ein Kloster stecken«. Die Larisch führt Mary nach ihrem Besuch im Hotel mit dem Fiaker nach Hause, wo sie laut Helene Vetsera »von einer Art Nervenanfall« befallen wird und früh zu Bett geht.

Sonntag, 27. Januar 1889. Die Vorbereitungen zum Selbstmord werden getroffen. Der Kronprinz läßt seinen Schwager Philipp Coburg - er ist mit Stephanies älterer Schwester Louise verheiratet - und seinen Freund Joseph Hoyos wissen, daß die für kommende Woche geplante Jagd in Mayerling, um einige Tage vorverlegt, bereits am Dienstag beginnen wird.

Seiner Cousine Marie Larisch übergibt der Kronprinz eine verschlossene Kassette, »deren Geheimnis nur ein Mensch kennt«, soll Rudolf zur Gräfin gesagt haben, »und er allein hat außer mir das Recht, sie zurückzuverlangen ... Sein Name tut nichts zur Sache. Du kannst sie der Person geben, die dir vier Zeichen nennt. Schreib sie dir auf und wiederhole sie.« Und Rudolf diktiert die Buchstaben: »R. I. O. U.« (Mayerling-Forscher sehen in der für Freimaurer typischen Verwendung von Anfangsbuchstaben einen weiteren Hinweis dafür, daß

der Kronprinz Mitglied einer Geheimloge war. Die Buchstaben könnten für »Respektabel, Innerer Orient, Ungarn« stehen.) Marie Larisch behauptet in ihren Memoiren, sie hätte die Kassette später dem Erzherzog Johann Salvator (Johann Orth) überreicht, der demnach ein Geheimnisträger des Kronprinzen gewesen sein mußte.

Mary läßt sich von der Gräfin Larisch versprechen, daß sie sie am nächsten Vormittag heimlich zu Rudolf in die Hofburg bringen werde. Die kleine Baronesse weiß bereits, daß sie ihm nach Mayerling - und auch in den Tod - folgen »darf«. Die Aussicht darauf läßt sie, wie Helene Vetsera schreibt, an diesem Tag »ausgelassen heiter« sein. Der Thronfolger nimmt abends gegen seinen Willen, aber auf ausdrücklichen Befehl seines Vaters, an einem Empfang des deutschen Botschafters Heinrich Prinz Reuß teil, der zu Ehren des Geburtstages Kaiser Wilhelms gegeben wird. Einem der Anwesenden, Dombaumeister Friedrich Freiherrn von Schmidt - dem Erbauer des Wiener Rathauses -, fallen hier die für Rudolfs labile Verfassung typischen Schwankungen seiner Psyche auf: »Er hielt Cercle, sprach mit drei, vier Personen in seiner immens freundlichen Weise. Als er sich umdrehte, um einen anderen Platz zu suchen, fand ich ihn wie verwandelt, beinahe schlaff und stier, wie wenn er die frühere Miene abgenommen hätte.«

Eine der Personen, mit denen Rudolf an diesem Abend »in seiner immens freundlichen Weise« spricht, ist der berühmte Chirurg Theodor Billroth, auf dessen Betreiben der Kronprinz zehn Jahre zuvor die Patronanz des nach ihm benannten »Rudolfinervereins« übernommen hatte. Der Verein war gegründet worden, um eine dringend notwendige Besserung

der Krankenpflege zu erreichen. Eine Pflegerinnenschule ohne geistlichen Ordenszwang und das Rudolfinerhaus wurden - gegen den heftigen Widerstand klerikaler Kreise - errichtet. Jetzt, beim Empfang des deutschen Botschafters, tritt Rudolf auf Billroth zu »und unterhielt sich mit mir in auffällig langer Weise. Er war freundlich und herzlich zu mir wie am ersten Tag unserer Begegnung in Prag (1879, Anm.) auf dem Hradschin; er war immer so, wenn ich ihm irgendwo begegnete, so neulich in Abazia in den Weihnachtsferien, wo wir formlos plaudernd miteinander spazierten.« Der Arzt bemerkte an diesem Abend offensichtlich keine Veränderung der Psyche des Kronprinzen.

Rudolf ist in Begleitung seiner Frau Stephanie in die deutsche Botschaft gekommen. Und auch Mary Vetsera nimmt an dem Empfang teil. »Ich erinnere mich, daß mir die blendend schöne Erscheinung der Baronin Mary auffiel«, hält Rudolfs Adjutant Arthur Freiherr Giesl von Gieslingen später fest, »schlank, mittelgroß, durch Schönheit bestechende Züge, faszinierende, große blaue Augen mit langen schwarzen Wimpern, üppiges schwarzes Haar wie eine Krone auf dem Kopfe und darin ein Halbmond mit großen, leuchtenden Diamanten. Ob der Kronprinz an diesem Abend mit der Baronin gesprochen hat, kann ich nicht angeben, da ich aber an diesem Tage im Dienst war und daher stets den Kronprinzen beobachtete, fiel mir ein abnorm langer Cercle mit Professor Tilgner (der Bildhauer Viktor Tilgner, Anm.) auf. Erst später erfuhr ich, daß Baronin Vetsera hinter Professor Tilgner saß ...«

Nach der Soiree fährt Rudolf in die Hofburg, wohin er Moriz Szeps kommen ließ, der ihn »in unbeschreiblicher Aufregung« antrifft. »Der Kaiser hat mich vor aller Welt entwürdigt,

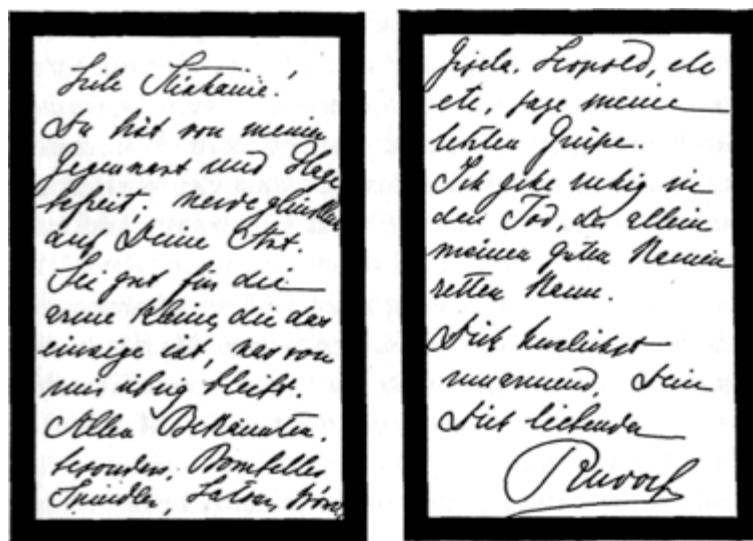
beschimpft«, sagt der Kronprinz zu seinem politischen Freund, »nun sind alle Bande zwischen ihm und mir zerrissen. Nun fühle ich mich frei!« Brigitte Hamann vermutet, daß die Feier beim Prinzen Reuß »als Demonstration für das deutsch-österreichische Bündnis« den Kronprinzen mindestens ebenso zur Verzweiflung brachte wie die persönlichen Probleme. »Es ging ja hier um die Vorbereitung zur Verlängerung des Zweiibundes, die für Oktober 1889 anstand und gegen die Rudolf so verzweifelt ankämpfte. Wenn Scheidung und Wiederverheiratung wirklich das Hauptproblem in diesen Tagen gewesen wären, hätte Rudolf kaum Veranlassung gehabt, Szeps noch in dieser Nacht nach der Soiree zu sich in die Hofburg zu rufen.«

Im Anschluß an die Unterredung mit Szeps läßt sich der Kronprinz noch zu Mizzy Caspar in die Heumühlgasse fahren, bei der er einige Stunden der Nacht verbringt. Die Behörde weiß davon, meldet doch Polizeiagent Dr. Florian Meissner, der das Haus auf der Wieden seit Wochen beobachtet, dem Polizeipräsidenten: »Montag den 28/1. 1889 war E. R. (Erzherzog Rudolf, Anm.) bei Mizi bis 3 Uhr morgens, trank sehr viel Champagner, gab dem Hausmeister 10 Gulden Sperrgeld. Als er sich von Mizi empfahl, machte er ganz gegen seine Gewohnheit ihr an der Stirne das Kreuzzeichen. Von Mizi fuhr er (direct?) nach Mayerling.«

Hier irrt der sonst so gewissenhafte Polizeiagent. Rudolf fährt noch nicht nach Mayerling, und schon gar nicht »direct«. Er begibt sich vorerst in sein Appartement in der Hofburg, wo er noch einige Stunden zu schlafen versucht.

Montag, 28. Jänner 1889, Hofburg. Nach Erledigung der täglichen Routinearbeit setzt sich Rudolf an seinen

Schreibtisch, um mehrere Abschiedsbriefe zu schreiben. An seine Schwester Marie Valerie, an den Baron Moritz Hirsch, an Mizzy Caspar und an die Kronprinzessin Stephanie: »Du bist von meiner Gegenwart und Plage befreit«, schreibt er seiner Frau, »werde glücklich auf Deine Art. Sei gut für die arme Kleine, die das einzige ist, was von mir übrig bleibt. Allen Bekannten, besonders Bombelles, Spindler, Latour, Wowo, Gisela, Leopold etc. etc. sage meine letzten Grüße. - Ich gehe ruhig in den Tod, der allein meinen guten Namen retten kann.
- Dich herzlich umarmend, Dein Dich liebender Rudolf.«



»Ich gehe ruhig in den Tod«: Rudolfs Abschiedsbrief an seine Frau Stephanie.

Der Brief an Stephanie ist als einziger im Original erhalten geblieben. Brigitte Hamann ist davon überzeugt, daß sich in der von der Familie Habsburg zurückgehaltenen Schatulle

neben der Tatwaffe (»aus der zwei Patronen fehlen«) und Mary Vetseras Taschentuch auch Rudolfs Abschiedsbriefe an Mizzy Caspar, an den Baron Hirsch und der Zettel an den Kammerdiener Loschek befinden. Möglicherweise auch der Brief an Marie Larisch und einige Unterlagen, die Bratfischs Aussagen bei der Polizei betreffen.

Ein weiteres Schreiben richtet der Kronprinz (in ungarischer Sprache) an den Grafen Ladislaus Szögyenyi-Marich, Sektionschef im k. u. k. Ministerium des Äußern: »Ich muß sterben, das ist die einzige Art, wenigstens wie ein Gentleman diese Welt zu verlassen. Haben Sie die Güte, meinen Schreibtisch hier in Wien im Türkischen Zimmer, dort, wo wir in besseren Zeiten so oft zusammensaßen, aufzumachen und die Papiere so zu behandeln, wie es in meinem Letzten Willen - hier beigeschlossen - aufgeschrieben ist. Herzlichst grüßend und unserem angebeteten ungarischen Vaterland alles Gute wünschend, bin ich Ihr getreuer Rudolf.«

Von Historikern wird gerade dieser, eindeutig in Wien verfaßte Brief als weiterer Beweis dafür angeführt, daß Rudolfs Entschluß, aus dem Leben zu scheiden, bereits vor seiner Abfahrt nach Mayerling feststand. Womit jede andere Version als die des Doppelselbstmordes ausscheidet. Auch die mißglückte Abtreibung wäre demnach auszuschließen.

Gegen Mittag des 28. Jänner stürmt Marie Larisch ins Büro von Baron Krauss, um ihm in großer Erregung »die diskrete Mitteilung zu machen«, daß sie am Vormittag mit der Baronesse Vetsera in der Stadt gewesen sei. Als die Gräfin am Kohlmarkt kurz aus dem Fiaker stieg, um bei Rodek eine Rechnung zu bezahlen, sollte Mary auf sie warten. Doch als

die Larisch zurückkam, sei die Vetsera verschwunden gewesen. Aus dem Gedächtnisprotokoll des Polizeipräsidenten geht hervor, daß »die Gräfin im Fiaker einen Zettel vorfand, auf welchem die Baronesse mit wenigen Worten die Absicht aussprach, sich das Leben zu nehmen«.

Was die Gräfin dem Polizeipräsidenten nicht erzählte, ist die Tatsache, daß sie es war, die Mary um zehn Uhr früh vom Palais Vetsera in der Salesianergasse abgeholt hatte, um sie - nicht zum Kohlmarkt -, sondern direkt zu Rudolf in die Hofburg zu bringen. Dort entfernte sich Mary von ihr, bestieg den Fiaker des Leibkutschers Bratfisch und fuhr mit ihm in Richtung Mayerling. Der Zettel, den sie der Larisch wirklich hinterlassen hatte, trug den Wortlaut: »Ich kann nicht mehr leben. Heute habe ich Vorsprung. Bis du mich einholst, bin ich unmittelbar in der Donau.« Auf Rudolfs Schreibtisch in der Hofburg wird die Untersuchungskommission später Marys mit Tintenstift auf eine Aschenschale gekritzten Worte finden: »Lieber Revolver, nicht Gift. Revolver ist sicherer.«

Marys Mutter bezeichnet die Abholung ihrer Tochter durch Marie Larisch nicht ganz zu Unrecht als Flucht aus dem Elternhaus, bei der ihr die Gräfin jede Unterstützung gewährte. In der Tat ist die Rolle der Larisch in der ganzen Mayerling-Affäre mehr als zwiellichtig. Auch wenn sie jetzt beim Polizeipräsidenten das Schlimmste zu verhindern sucht - von einem beträchtlichen Teil der Schuld kann sie nicht freigesprochen werden. Sie war es, die das naive Begehr der kleinen Baronesse, das ja kein gutes Ende nehmen konnte, förderte und ihr dabei half, die romantische Schwärmerie in die Tat umzusetzen. Und Marie Larisch tat dies nicht einmal aus lauter Motiven, sondern, wie wir wissen, für sehr viel

Geld.

Während die Gräfin beim Polizeipräsidenten vorspricht, ist Mary unterwegs nach Breitenfurt, wo sie mit Rudolf verabredet ist. Der Kronprinz verläßt die Hofburg gegen zwölf Uhr mit einem Einspanner. Der Kutscher, der den Wagen später nach Wien zurückbringen wird, sitzt auf dem Rücksitz. Im Galopp treibt Rudolf die beiden Lipizzaner nach Breitenfurt, wobei die ihm folgenden Geheimpolizisten vermerken, daß er für die Entfernung von 17 km nicht mehr als eineinhalb Stunden gebraucht habe. Vor dem Ausflugsrestaurant »Roter Stadl« trifft er - wie vereinbart, etwa auf halbem Weg nach Mayerling - Mary und Bratfisch, der die beiden jetzt ins Jagdschloß kutschiert. Sie treffen dort, nachdem sie einen Umweg genommen haben, bei Einbruch der Dunkelheit ein. Die Geheimpolizei ist ihm nicht bis hierher gefolgt. Sie zog es vor, kurz vor Erreichen des Ziels umzukehren.

Man muß sich vorstellen, daß von der dringlichen Vorsprache Marie Larischs beim Polizeipräsidenten bis zur Ausführung der Tat fast vierzig Stunden vergehen sollten, ohne daß die Behörde einzuschreiten in der Lage war. Und das, obwohl man von der Verbindung zwischen Mary und Rudolf wußte. Und obwohl man wußte, daß sowohl der Kronprinz als auch seine Geliebte sterben wollten.

Marie Larisch, die ja ahnte, daß Mary und Rudolf unterwegs nach Mayerling waren, schlug dem Polizeipräsidenten spontan vor, das Jagdhaus des Kronprinzen observieren zu lassen. Krauß wußte keinen anderen Ausweg, als sich auf die Bürokratie auszureden: »Ich konnte nur bemerken, daß Mayerling außerhalb des Polizeireviers gelegen ist, ich daher

nicht in der Lage sei, dort amtszuhandeln oder nachzuforschen und auch in Wien sei ich nicht befugt, in der Burg nachzuforschen. Die Polizei hat im Hofgebäude Mayerling nichts zu suchen.« Dem Obersthofmeisteramt des Kaisers Meldung zu erstatten, daß der Kronprinz und seine Geliebte in akuter Lebensgefahr seien, wäre dem Polizeipräsidenten aber sicher nicht verboten gewesen.

Indes nahmen die folgenschweren Ereignisse ihren dramatischen Verlauf.

Schloß Mayerling liegt auf einer kleinen Anhöhe im südlichen Wienerwald. Früher war im Hauptgebäude ein Kloster untergebracht. Der Kronprinz hatte es zwei Jahre zuvor gekauft und zu einem Privathaus umgebaut. Es war voll mit Trophäen und zahlreichen Bildern, die meist Jagdszenen zeigten. Rudolf liebte das Schlößchen über alles, obwohl - oder vielleicht gerade weil - von ihm eine düstere Atmosphäre ausging.

Am nächsten Morgen, dem 29. Jänner 1889, treffen hier um 8.10 Uhr früh Graf Hoyos und Prinz Coburg ein. Hoyos: »Nach etwa fünf bis zehn Minuten erschien der Kronprinz im Morgenanzug, bot uns einen herzlichen guten Morgen und setzte sich mit uns zum Frühstück, dem er zusprach. Er erzählte, daß der Leibwagen (auf der Fahrt nach Mayerling, Anm.) über den ganz glatten, eisigen Berg nächst Gaaden nur mit Bauernvorspann zu bringen gewesen sei, er, ohne seinen Pelz abzulegen, den Wagen schieben geholfen, gelaufen und sich dabei verkühlt habe ...« Mit keinem Wort erwähnt der Kronprinz, daß er in Begleitung der Baronesse Vetsera nach Mayerling kam. Von ihrer Anwesenheit wissen nur Bratfisch und Loschek.

Angeblich wegen seiner Verkühlung nimmt Rudolf an der Jagd dieses Tages nicht teil.

Während Prinz Coburg nach relativ kurzem Pirschgang nach Wien fährt, um der Einladung des Kaisers zu einem Familiendiner zu folgen, bleibt Hoyos in Mayerling: »Ich kam erst um ½6 von der Jagd zurück in meine Wohnung, die sich ungefähr fünfhundert Schritte vom Mayerling-Schlößchen (im ehemaligen Arbeitshaus) befand, und war für 7 Uhr zur Tafel befohlen. Der Kronprinz kam nach kurzer Zeit in das Billardzimmer (Parterre rechts vom Eingang), wo ich gewartet hatte und wo gespeist werden sollte«

Mittlerweile trifft Prinz Coburg, aus Mayerling kommend, bei der Familientafel in der Hofburg ein, an der auch Kronprinz Rudolf teilnehmen sollte. Immerhin wurde sie aus Anlaß der Verlobung seiner Schwester Marie Valerie mit Erzherzog Franz Salvator gegeben. Stephanie, der es offensichtlich peinlich ist, gerade bei diesem familiär bedeutsamen Ereignis ohne ihren Mann Platz nehmen zu müssen, erinnerte sich: »Als ich in den Saal trat, schien mir, als seien aller Augen auf mich gerichtet. Kaiser und Kaiserin kamen mir mit der Frage nach dem Verbleib Rudolfs entgegen - ich antwortete, er sei verkühlt und wolle sich schonen. Er sei schon lange leidend, und sein Aussehen verursache mir Sorgen. Ich wagte es jedoch nicht, meinen Befürchtungen soweit Ausdruck zu geben, um zu bitten, daß man einen Arzt nach Mayerling sende.« Nach dem Diner besucht die Kronprinzessin gemeinsam mit ihrer Schwägerin Marie Valerie und deren Bräutigam eine Vorstellung im Wiener Zirkus Renz.

Während seines Abendessens mit Rudolf in Mayerling wird unterdessen, laut Hoyos, nur Belangloses besprochen: »Der

Kronprinz erkundigte sich nach den Resultaten der Jagd und anderen Umständen, erwähnte, daß die morgige Jagd im Schöpfflgitter viel mehr Erfolg verspräche, und setzte sich zum Speisen, bei welchem ich der einzige Gast war.« Während Rudolf und Hoyos an der elegant gedeckten Tafel Rehbraten und Dessert zu sich nehmen, verbringt Mary die Zeit des zweistündigen Abendessens allein im Schlaf- und Arbeitszimmer des Kronprinzen.

Hoyos weiter: »Nachdem wir geraucht hatten und es etwa 9 Uhr geworden war, zog sich der Kronprinz, bemerkend, daß er seinen Schnupfen pflegen müsse, mit gewohnter Herzlichkeit zurück.«

»Ich konnte nicht ahnen«, fügt Graf Hoyos seiner Schilderung hinzu, »daß ich diese Hand zum letzten Mal geschüttelt hatte!«

Joseph Hoyos begibt sich in das etwas entlegene Gästehaus des Jagdschlößchens und geht um 22 Uhr zu Bett. Rudolf und Mary lassen sich von Bratfisch noch einige Lieder vorsingen und -pfeifen - angeblich gibt der Leibfiaker das Lieblingslied des Kronprinzen »Der Schwalbe Gruß« dreimal zum besten - und bleiben dann allein im Schlafzimmer, um weitere Abschiedsbriefe zu schreiben: Rudolf an die Kaiserin (dieser Brief ist verschwunden, Elisabeths Hofdame Ida von Ferenczy hat uns aber seinen Inhalt hinterlassen). Überraschenderweise übernimmt der Kronprinz darin fast wörtlich, was der Kaiser bei der letzten Begegnung unter vier Augen zu ihm sagte, wenn er schreibt: »Ich weiß sehr gut, daß ich nicht würdig war, sein Sohn zu sein.«

Unter Marys Abschiedspost ein Brief an ihre Schwester Hanna: »Wir gehen Beide selig in das Ungewisse Jenseits. Denket hie und da an mich, seid glücklich und heiratet nur aus Liebe. Ich konnte es nicht thun und da ich der Liebe nicht widerstehen konnte, so gehe ich mit ihm. Deine Mary. Weine nicht um mich, ich gehe friedlich hinüber. Es ist wunderschön hier draußen. Jetzt noch einmal: Leb wohl.«

An ihre Mutter richtet sie die Worte: »Verzeiht mir, was ich getan; ich konnte der Liebe nicht widerstehen. In Übereinstimmung mit ihm will ich neben ihm am Friedhof von Alland begraben sein. Ich bin glücklicher im Tode als im Leben. Deine Mary.«

Und es folgt ein Postskriptum, das für die Abgründe des Wienertums, die in dieser Stadt angesiedelte Nähe von Lachen und Weinen, von Lebensfreude und Todessehnsucht, symptomatisch ist: »Bratfisch«, hinterlässt das siebzehnjährige Mädchen ihren nächsten Angehörigen als letzte Worte, ehe es in den Tod geht, »Bratfisch hat wieder wundervoll gepiffen.«

»Totenbeschau« durch den Kammerdiener

DER 30. JÄNNER 1889

Prinz Coburg sollte an diesem düster-kalten Mittwoch, dem 30. Jänner 1889, mit dem Zug kurz nach acht Uhr aus Wien kommend, nach Mayerling zurückkehren. Danach wollten die drei Herren, wie der Kronprinz es am Vorabend vorgeschlagen hatte, gemeinsam das Frühstück einnehmen. Graf Hoyos notiert: »Es fehlten noch einige Minuten zu dieser Stunde, und war ich schon ganz bereit, als mir mein Kammerdiener den Schloßwarth Zwerger meldete. Letzterer eingelassen, machte mir die Mitteilung, daß Kammerdiener Loschek mir melden ließe, daß S. Kaiserliche Hoheit der Kronprinz nicht zu wecken sei. Auf meine Erwiderung, daß er eben sehr gut und fest schlafen werde, machte er weitere Mitteilungen, und zwar, der Kronprinz sei um $\frac{1}{2}7$ Uhr auf gewesen, im Morgenanzug ins Vorzimmer gegangen, habe dort an Loschek, der im Nebenzimmer wohne, den Auftrag gegeben, ihn um $\frac{1}{2}8$ wieder zu wecken und für selbe Stunde ein Frühstück und den Fiaker Bratfisch mit seinem Wagen zu bestellen, und habe sich dann, vor sich hinpfeifend, wieder in das Schlafgemach zurückgegeben. Loschek klopfte nun seit $\frac{1}{2}8$ Uhr ununterbrochen, erst mit dem Finger, dann mit einem Scheit Holz, an die Tür des Schlafzimmers, ohne daß irgendein Lebenszeichen erfolgte. Die Tür des Schlafzimmers gegen das

Vorzimmer sei von innen und ebenso die Tür, welche von der Wendeltreppe vom ersten Stock in das Schlafgemach führt, ebenfalls von innen, versperrt und stecken die Schlüssel.«

Hoyos folgt Zwerger, Schlimmes ahnend, ins Haupthaus, wo Loschek die Aussagen des Schloßwartes bestätigt. Der Graf klopft mehrmals und ruft immer wieder laut nach Rudolf. »Da Loschek die Verantwortung wegen eventuellen Einbruchs der Türe nicht übernehmen wollte, gab ich den Befehl, die Tür auf meine eigene Verantwortung sofort aufzubrechen«, berichtet Joseph Hoyos. »Nun erst erklärte Loschek, daß der Kronprinz nicht allein sei, und setzte hinzu, eine Baronesse Vetsera sei bei ihm.«

Die Mitteilung brachte Hoyos »in die größte Bestürzung, um so mehr, als ich weder eine Ahnung von der Anwesenheit der Baronesse in Mayerling noch überhaupt von Beziehungen von ihr und dem durchlauchtigsten Kronprinzen hatte und für mich auch nicht der geringste Anlaß vorlag, irgendwelche Beziehungen auch nur entfernt anzunehmen« (zumindest der letzte Halbsatz aus Hoyos' Feder, der ein intimer Freund des Kronprinzen war, ist nicht sehr glaubwürdig. Daß Rudolf einen Ruf als Frauenheld genoß, konnte dem Grafen nicht entgangen sein).

In diesen Minuten fährt Prinz Coburg, mit dem Fiaker vom Bahnhof kommend, in Mayerling vor. Hoyos teilt ihm die Sachlage mit, »und wir kamen nach kurzer Beratung zu dem Entschluß, die Tür auf unsere Verantwortung aufbrechen zu lassen«. Loschek sollte dies durchführen.

Nachdem der Diener das Zimmer gewaltsam geöffnet und einen Blick hineingeworfen hat, erklärt er Hoyos und Coburg, das Liebespaar sei tot, der Kronprinz liege »über den Bettrand

gebeugt, eine große Blutlache vor sich, voraussichtlich durch Zyankali vergiftet, da hierbei solche Blutstürze vorkämen«.

Eine wahrhaft amateurhafte »Totenbeschau« durch den Kammerdiener, die noch sehr viel Verwirrung stiften sollte.

Nach kurzer Beratung kommen die beiden anwesenden Aristokraten überein, daß Hoyos die Aufgabe übernehmen solle, den Kaiser von dem Unfaßbaren zu verständigen, da Rudolfs Schwager Coburg »vom Schmerz gebrochen, selbst kaum mehr aktionsfähig war«. Hoyos bittet noch den Leibarzt Dr. Widerhofer - ohne in dem Telegramm einen Grund dafür anzugeben -, »sofort nach Mayerling zu kommen«, und fährt dann mit Bratfisch zum nahegelegenen Bahnhof nach Baden.

Inzwischen kommen die endlich doch vom Polizeipräsidenten Krauss entsandten Kriminalbeamten in Mayerling an. Und können nur noch den Tod des Paares feststellen. Der etwas später eintreffende Kommissar Ferdinand Baron Gorup schildert die dort herrschende Atmosphäre: »Mayerling war von einem Kordon Gendarmerie umstellt, und ein Heer von Polizeiagenten zernierte das Jagdschloß. Vergebens aber suchte ich im Schlosse die Funktionäre, außer dem Zimmerwärter Zwerger war keine lebende Seele anwesend. Unheimlich lag die Stille über den Gemächern, kein Mitglied des Hofes, kein Regierungsbeamter, keiner der Herren, die sonst im Schlosse lebten, waren zu finden.«

Graf Hoyos läßt in Baden den um 9.18 Uhr normalerweise »durchfahrenden« Eilzug aus Triest, unter dem Hinweis »der Kronprinz hat sich erschossen«, vom Stationsvorstand stoppen und fährt nach Wien. »Um 10.11 Uhr nach der Burguhr« betritt Hoyos den Schweizerhof der Hofburg, um vorerst Rudolfs Obersthofmeister, Carl Graf Bombelies, und den

Generaladjutanten des Kaisers, Eduard Graf Paar, von der Katastrophe in Kenntnis zu setzen. Paar sieht sich außerstande, Franz Joseph die Nachricht zu überbringen. »Das kann ich unmöglich, so etwas kann nur Ihre Majestät sagen.« Die Herren eilen also zur Kaiserin, die gerade ihre Griechischstunde hat. Weinend bricht Elisabeth zusammen. Als sie wieder zu sich findet, ist ihre erste Reaktion: »Wie soll man diesen furchtbaren Schicksalsschlag dem Kaiser mitteilen?«

Elisabeth eilt in das Zimmer ihrer Hofdame Ida Ferenczy. Franz Joseph betritt es wenige Minuten später, da er weiß, daß seine Seelenfreundin Katharina Schratt gerade hier ist. Die Hofschauspielerin ist es auch, die nach einiger Zeit den Mut findet, das Schweigen zu brechen: »Majestät, der Kronprinz ist... sehr krank.«

Der Kaiser kann die Worte nicht glauben, zu eindeutig ist die Haltung aller Anwesenden. »Ist er tot?« fragt er.

Elisabeth nickt: »Ja, er ist tot.«

Franz Joseph versteckt sein Gesicht hinter beiden Händen und murmelt mehrmals vor sich hin: »Das ist ja furchtbar!«

Graf Hoyos meldet dem Kaiser nun - offensichtlich aufgrund der falschen Vermutung des Kammerdieners Loschek -, daß sein Sohn durch ein junges Mädchen namens Mary Vetsera vergiftet worden sei. Auch der Baronin Helene Vetsera wird mitgeteilt, ihre Tochter habe den Kronprinzen umgebracht.

Es scheint, als dachte man in der kaiserlichen Regierung eine Zeitlang daran, die Variante, Mary hätte Rudolf ermordet, offiziell werden zu lassen. »Eine hochgestellte Persönlichkeit«, hinterließ uns Helene Vetsera in ihrer Denkschrift, habe ihr mitgeteilt, »daß sie gemeinsam das Frühstück eingenommen

hätten, und es sei anzunehmen, daß sie ihn und dann sich selbst vergiftet habe.« Marys Mutter »wehrte sich verzweifelt gegen diesen eiskalten, konstruierten Plan Graf Taaffes, die erschossene Baronesse zur Mörderin des ahnungslosen Kronprinzen zu machen. Daß die Version schließlich fallengelassen werden mußte, verdankt sie der Wahrheitsliebe des kaiserlichen Leibarztes Widerhofer, der sich kein gefälschtes Obduktionsgutachten aufzwingen läßt.«

Gegen Abend erscheint Hoyos dann auch bei Kronprinzessin Stephanie, die »im Verlauf der Audienz bemerkte, daß sie das Unglück habe kommen sehen.«

Erst am nächsten Morgen erstattet Hofrat Dr. Hermann Widerhofer dem Monarchen Bericht: »Sagen Sie mir alles«, befiehlt Franz Joseph, »ich will alles genau wissen.« Der Arzt, der seinerseits der Meinung ist, daß sein kaiserlicher Herr über die näheren Einzelheiten der Geschehnisse in Mayerling schon unterrichtet worden sei, beginnt mit dem Trost: »Die Versicherung kann ich Euer Majestät geben, daß Seine kaiserliche Hoheit nicht einen Augenblick gelitten hat, die Kugel ist direkt in die Schläfe gedrungen.«

Da wird der sonst so beherrschte Monarch böse: »Was reden Sie von einer Kugel?«

»Ja, Majestät, die Kugel, mit der er sich erschossen hat«, antwortet der Leibarzt.

»Er hat sich erschossen? Das ist nicht wahr, sie hat ihn doch vergiftet! Der Rudolf hat sich erschossen. Was Sie sagen, das müssen Sie auch beweisen können.«

Erschüttert von der Größe des väterlichen Schmerzes muß Dr. Widerhofer nun berichten, wie die Tatsachen an Ort und Stelle - die sorgsame Aufbahrung der Baronesse, die Art des

Schusses, der zur größeren Sicherheit vor einem am Nachtkästchen angebrachten Spiegel abgegeben worden war - jeden Zweifel darüber ausschlössen, daß der Kronprinz die Waffe gegen sich selbst gerichtet habe. Der Kaiser bricht für einen Augenblick zusammen und weint »in verdoppeltem Schmerz«.*

* Diese Darstellung ist dem Tagebuch der Erzherzogin Marie Valerie, Rudolfs jüngerer Schwester, entnommen.

»Alles abgetan, Habrda«

MENSCHLICHE SCHICKSALE - NACH MAYERLING

Schon in den Nachmittagsstunden des 30. Jänner sickerte die Nachricht bis in den letzten Winkel Österreich-Ungarns durch, wurden schwarze Fahnen an allen öffentlichen Gebäuden gehisst. Fünfzig Millionen Bürger des Vielvölkerstaates, egal welcher Nationalität, welcher Rasse oder Religion sie sich zugehörig fühlten, waren wie gelähmt. Es war ja nicht nur einer der populärsten Männer der Monarchie gestorben. Der Tod des Kronprinzen stand mit einem Kriminalfall in Verbindung, wie man ihn »in diesen Kreisen« nie zuvor erlebt hatte. »Die trostlose, verzweifelte Aufregung, die sich der ganzen Bevölkerung bemächtigte«, schreibt Eduard Hanslick in seinen Lebenserinnerungen, »ist nicht zu beschreiben. Ich habe in Wien die traurigsten Katastrophen erlebt: Revolutionen, unglückliche Feldzüge, verlorene Provinzen, mörderische Verheerungen durch Wasser und Feuer - nichts von alledem war diesem grauenvollen 30. Jänner entfernt zu vergleichen.«

Auch wenn man hierzulande vorerst keine Zeile über das wahre Ausmaß der Tragödie und den Tod der Mary Vetsera lesen konnte - die ersten Gerüchte machten bald die Runde. Ausländische Zeitungen wurden eingeschmuggelt, die freilich auch nur auf Spekulationen angewiesen waren, da ja die



Die Theater in der Monarchie blieben nach Mayerling geschlossen.

offiziellen Stellen eisern schwiegen. Auf diese Weise wurden Dutzende, meist abenteuerliche Mayerling-Versionen in die Welt gesetzt. Und der Hof selbst gab durch sein ungeschicktes Verhalten dem Tratsch immer neue Nahrung.

Der tote Kronprinz wurde in einem Leichenwagen aus dem Jagdschloß gebracht und mit der Bahn nach Wien überführt. Rudolfs Adjutant Arthur Giesl von Gieslingen, der in der Hofburg die Ehrenwache am Totenbett des in seinem Schlafzimmer aufgebahrten Kronprinzen hielt, erinnerte sich, daß er am ersten Tag allen Besuchern die Version mitzuteilen hatte, Rudolf sei einem Herzschlag erlegen. »Ich und die unmittelbare Umgebung mußten daran festhalten, was Fürst Hohenlohe uns aufgetragen. Es ist dies keine leichte Aufgabe. Im Laufe des Vormittags kamen viele Mitglieder des Kaiserhauses, Damen und Herren der einzelnen Hofstaaten, Minister usw. und Herren, welche dem Kronprinzen

nahestanden, darunter auch Graf Stefan Karolyi, der oft in Laxenburg und in der Hofburg beim Verblichenen war. Allen wurde als Todesursache Herzschlag mitgeteilt. Graf Karolyi war diesbezüglich mißtrauisch, frug mich nach Details, warum der Verband am Kopf sei usw. Ich erwiderte, daß sich der Kronprinz den Kopf verletzte, als er aus dem Bette fiel, wie ihn der Herzschlag traf. Meine Antwort war nicht glaubwürdig, aber es fiel mir keine bessere ein.«



Der tote Kronprinz in der Hofburg: Kaiser Franz Joseph, Elisabeth und Stephanie (knieend) in tiefer Trauer.

Am 2. Februar 1889 endlich veröffentlicht die »Wiener Zeitung« den Obduktionsbefund, nachdem Rudolfs Leichnam von den Universitätsprofessoren Hans Kundrat (Vorstand des pathologisch-anatomischen Instituts Wien), Eduard von Hofmann (Gerichtsmediziner) und Hermann Widerhofer (Kaiserlicher Leibarzt) in der Hofburg untersucht wurde. Von

der Obduktion bis zur Veröffentlichung des Gutachtens vergingen zwei Tage, weil Rudolfs Obersthofmeister Carl Graf Bombelies die Ärzte massiv unter Druck setzte, »Tod durch Herzschlag« - den man ja ursprünglich verlautbart hatte - zu konstatieren. Die durchwegs angesehenen Mediziner wiesen dieses Ansinnen unter der Drohung, ihre Demission anzubieten, zurück, falls der Hof weiterhin auf diesem Wunsch bestünde.

In dem Gutachten wird festgehalten:

1. Seine k. und k. Hoheit, der durchlauchtigste Kronprinz, ist zunächst an Zertrümmerung des Schädels und der vorderen Hirnpartie gestorben.
2. Diese Zertrümmerung ist durch einen aus unmittelbarer Nähe gegen die rechte vordere Schläfengegend abgefeuerten Schuß veranlaßt worden.
3. Ein Schuß aus einem Revolver mittleren Kalibers war geeignet, die beschriebene Verletzung zu erzeugen.
4. Das Projektil wurde nicht vorgefunden, da es durch die über dem linken Ohr konstatierte Ausschußöffnung ausgetreten war.
5. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Seine k. u. k. Hoheit sich den Schuß selbst beigebracht hat und daß der Tod augenblicklich eingetreten ist.

Erst bei Punkt 6 finden sich die Mediziner zum Kompromiß bereit, wenn sie dem Wunsch des Hofes nachgeben, man könne aufgrund von Verwachsungen und anderer Abnormitäten am Schädel annehmen, »daß die Tat in einem

Zustand von Geistesverwirrung geschehen ist». Nur durch diesen Zusatz konnte die kirchliche Einsegnung des Leichnams erfolgen.

Hundert Kränze sowie zahllose Chrysanthemen, Orchideen, Rosen und Nelken, die in der kalten Jahreszeit aus Glashäusern beschafft werden mußten,betteten den in der Hofburg aufgebahrten Leichnam in ein gigantisches



Die feierliche Beisetzung des Kronprinzen Rudolf in der Wiener Kapuzinergruft am 5. Februar 1889.

Blumenmeer. An den beiden Tagen vor der Beisetzung wurde dann der Bevölkerung Gelegenheit gegeben, vom toten Kronprinzen Abschied zu nehmen, wobei mehr als hunderttausend Menschen zur Hofburgkapelle kamen, aber aus Zeit- und Platzmangel nur dreißigtausend Einlaß fanden. Die Wiener erinnerten sich einer alten Weissagung, derzufolge die Dynastie der Habsburger, die mit Rudolf I. als Gründer des Hauses Österreich im 13. Jahrhundert ihren Anfang genommen hatte, mit einem Habsburger, dessen Name ebenfalls Rudolf sein sollte, zu Ende gehen würde.

Am 5. Februar fand Rudolf in der Kapuzinergruft seine letzte Ruhestätte. Der Kaiser brach am Sarg seines Sohnes zusammen und mußte gestützt werden, ehe er seine gewohnte Selbstbeherrschung wiederfand. Die Beisetzung erfolgte dann mit allem Prunk, den das Spanische Hofzeremoniell im Falle des Ablebens eines Erzherzogs vorsieht.

Den letzten Weg der Baronesse Vetsera hingegen hätte man würdeloser nicht begehen können. Marys sterbliche Überreste wurden am Abend des 31. Jänner 1889 - in Mantel, Hut und Schleier gehüllt - in einen Fiaker gezwängt, weil ein zweiter Totenwagen zu Argwohn in der Bevölkerung geführt hätte. Ein im Rücken befestigter Besenstiel hielt den leblosen Körper aufrecht, sodaß Neugierige am Wegesrand nicht den Eindruck haben sollten, eine Tote würde aus dem Jagdschloß des Kronprinzen geführt. Links und rechts von Mary saßen ihre Onkel Alexander Baltazzi und Georg Graf Stockau, neben dem Kutscher ein Polizeikommissar. Der seltsame Transport führte durch eine schmutzig-kalte Winterlandschaft, über vereiste und verschneite Wege zum nahegelegenen Zisterzienserstift

Heiligenkreuz, in dessen Friedhof der Leichnam bei Nacht und Nebel verscharrt werden sollte.

Da der Gottesacker gefroren war, wurde der eilig herbeigerufene Totengräber mit dem Ausschaufeln des Grabes nicht rechtzeitig fertig, so daß die Beisetzung erst am Morgen des 1. Februar, gegen zehn Uhr, unter strengster Geheimhaltung stattfinden konnte. Um nur ja kein Aufsehen zu erregen, durfte nicht einmal Marys Mutter daran teilnehmen. Anwesend waren neben einigen Mönchen und den beiden Onkeln der Toten noch drei Polizeibeamte. Unter ihnen der Oberkommissar Johann Habrda, der am Ende des Zeremoniells an den Polizeipräsidenten Krauss die folgende Depesche sandte: »Telegramm von Heiligenkreuz nach Pol. Präsid. Wien vom 1. 2.1889, 10 Uhr 10. Alles abgetan, Habrda.«

»Alles abgetan, Habrda.« Kaltschnäuziger hätte man die Erledigung des von Ministerpräsident Taaffe und Polizeichef Krauss organisierten Versteckspiels um die tote Mary Vetsera nicht ausdrücken können. »Es war mir bekannt«, schreibt der mit dem »ordnungsgemäßen Verlauf« der pietätlosen Beisetzung betraute Hofsekretär Dr. Heinrich von Slatin in seinen Erinnerungen, »daß die Ausführungen dieses Befehls den gesetzlichen Vorschriften nicht entsprechen würden.« Slatin war es auch, der gemeinsam mit Leibarzt Dr. Auchenthaler Marys »Selbstmord konstatieren mußte, weil sonst die sofortige stille Bestattung nach dem Gesetze nicht möglich gewesen wäre. Wir beide taten dies auf unsere eigene Gefahr und Verantwortung, was allgemein gebilligt wurde.« Den anfänglichen Protesten von Marys Onkeln Baltazzi und Stockau hielt Dr. Slatin entgegen, »es müsse in dem Protokoll

gesagt werden, daß Selbstmord vorliege, da sonst Anzeige bei Gericht erstattet und dann eine gerichtliche Untersuchung gepflogen werden müßte, was großes Aufsehen erregt hätte.« Marys »Selbstmord« wäre nach einer kriminalpolizeilichen Untersuchung zweifellos nicht aufrecht zu halten gewesen. Aber wer sollte diesen Fall schon untersuchen, wenn danach der Sohn des Kaisers als einziger möglicher Täter übrigbliebe?

Das Drama zog viele menschliche Tragödien nach sich. Rudolf und Mary waren nicht die einzigen, die an Mayerling förmlich zugrunde gingen. Während der Kaiser trotz der tiefen Trauer noch am Todestag seines Sohnes wieder an seinem Schreibtisch sitzt, um pflichtgemäß seine Akten zu unterschreiben, findet Elisabeth keine Ruhe mehr. Sie kann nicht fassen, wieso ihr Sohn Hand an sich legte, entwickelt Schuldgefühle, weil sie ihn vernachlässigt hat, und verstrickt sich in die Idee, mit ihm in Verbindung treten zu müssen. Am 9. Februar 1889 fährt die Kaiserin, unkenntlich verschleiert, im Fiaker zur Kapuzinergruft, wo sie sich dem Pater Guardian zu erkennen gibt und darum bittet, »mit meinem Sohn alleingelassen zu werden«. Sie ruft mehrmals laut »Rudolf« und verläßt, bitter enttäuscht, weil er nicht antwortet, die Grabstätte der Habsburger.

Fortan legte Elisabeth ihre schwarze Trauerkleidung nicht mehr ab. Sie befand sich bis zu ihrem eigenen, schrecklichen Ende - neun Jahre nach Mayerling, am Ufer des Genfer Sees - fast nur auf Reisen.

Der Kaiser war nach Rudolfs Tod und durch die ständige Abwesenheit seiner Frau einsamer denn je. »Wie ich das Leben

nunmehr ertragen soll, weiß ich nicht, ohne meinen Sohn, der meine ganze Freude war und für den ich arbeitete«, sagte Franz Joseph zum deutschen Botschafter Heinrich Prinz Reuß, der diese Worte an Kaiser Wilhelm weiterleitete. »Ich werde nun aber für die Monarchie arbeiten und meine Pflicht tun, ohne Freude, so lange meine alten Knochen halten wollen; Gott weiß, wie lange dies noch sein wird.« Besonders schmerzlich sei es für den Kaiser gewesen, meldete der Prinz auch noch nach Berlin, daß sich unter all den Abschiedsbriefen keiner an ihn, seinen Vater, gefunden hätte.

Kronprinz Rudolf durfte in Anwesenheit des Kaisers nicht mehr genannt werden, es wurden keine staatlichen Denkmäler errichtet, der Name aus offiziellen Schriften verbannt. Nur in den noch unfertigen Ausgaben des »Kronprinzenwerkes« - der letzte Band erschien im Jahre 1902 - durfte weiterhin erwähnt werden, daß es »auf Anregung und unter Mitwirkung Seiner kaiserl. und königl. Hoheit des durchlauchtigsten Kronprinzen Erzherzog Rudolf begonnen« wurde. Seine Witwe Stephanie übernahm nun das Protektorat über die weiteren Bände.

In ihren Memoiren geht die Kronprinzessin darauf ein, wie sie auf den Tod ihres Mannes und dessen Abschiedsbrief reagierte: »Jedes Wort war ein Dolchstoß in mein Herz. Ein Sturm der Empörung und Auflehnung tobte in mir. Was ich in stillen, qualvollen Befürchtungen mancher einsamen Stunden vorhergesehen, war Tatsache geworden. Mein ganzes Ich bäumte sich auf gegen den Unglauben, den mutwilligen Leichtsinn, mit dem das Leben fortgeworfen worden war.« Stephanies lebte nach Rudolfs Tod zunächst in völliger

Isolation am Wiener Hof. Sie unternahm, oft begleitet von ihrer Tochter Elisabeth, zahlreiche Reisen und ging elf Jahre nach der Tragödie von Mayerling mit dem ungarischen Grafen Elemér Lónyay eine zweite - nicht standesgemäße - Ehe ein. Stephanie wurde auf Anordnung des Kaisers von ihrer Tochter Elisabeth getrennt, weil die kleine Erzherzogin, der Habsburgertradition entsprechend, nicht in einem gräflichen Haushalt leben durfte; es war ihr lange Zeit verboten, dem neuen Mann ihrer Mutter zu begegnen, und sie durfte auch bei deren Hochzeit nicht anwesend sein. Graf Lónyay wurde erst 1917 von Kaiser Karl zum Fürsten erhoben. Stephanie und ihr zweiter Mann lebten in glücklicher Ehe auf dessen Schloß Oroszvar, das die ehemalige Kronprinzessin 1945, nach dem Einmarsch der Russen, im Alter von einundachtzig Jahren fluchtartig verlassen mußte. Sie starb kurz danach in der Benediktinerabtei Pannonhalma, wo sie von Ordensleuten aufgenommen worden war.

Ihre Tochter Elisabeth wuchs unter der Obhut ihres Großvaters und Vormunds Kaiser Franz Joseph in Schloß Laxenburg und in der Hofburg auf. Kronprinz Rudolf, bei dessen Tod sie fünf Jahre alt war, blieb ihr Idol, dem sie fortan nachzueifern trachtete. Schon als kleines Mädchen fiel die Erzherzogin durch ihren ausgeprägten Oppositionsgeist auf. Mit neunzehn Jahren ging Elisabeth eine - ebenfalls morganatische - Ehe mit Otto Windisch-Graetz ein, ohne aber mit ihm glücklich zu werden.

Die Voraussetzungen dafür waren aber auch alles andere als günstig. Elisabeth hatte sich den feschen Prinzen in den Kopf gesetzt, doch dieser war nicht bereit, seine Verlobung mit

einem anderen Mädchen, das er wirklich liebte, zu lösen, was er auch dem Kaiser mitteilte. Franz Joseph war darüber nicht unglücklich, da er ja für seine Enkelin einen ebenbürtigen Ehemann aus einem herrschenden Geschlecht erhoffte. Doch als er Elisabeth eröffnete, daß Prinz Windisch-Graetz einer anderen versprochen sei, verfiel diese in einen Weinkampf, nützte die Gelegenheit und sagte zum Kaiser: »Mein Vater hat es vorgezogen, eher zu sterben als seine Liebe zu verraten, ich bin wie er, auch ich fürchte den Tod nicht. Ich werde ihm meine Jugend opfern, nur er kann vom Schmerz befreien.«

Es war eine Drohung, aus der Franz Joseph nach allem, was geschehen war, keinen Ausweg sah. Er ließ den Prinzen neuerlich kommen und teilte ihm mit, seine Enkelin bringe ihm so starke Gefühle entgegen, daß sie keinerlei Widerspruch hinnehmen wolle. Prinz Otto wiederholte den Ausdruck seines Bedauerns; er habe einem jungen Mädchen, das er liebe, sein Wort gegeben, und er könne dieses Wort nicht brechen, ohne seiner Ehre als Aristokrat und Offizier verlustig zu gehen.

Nachdem der Prinz gesprochen hatte, entstand eine kurze Pause. Dann erwiderte Franz Joseph: »Als Ihr Kaiser und oberster Kriegsherr befehle ich Ihnen, meine Enkelin Erzherzogin Elisabeth Marie von Habsburg-Lothringen zu heiraten.«

Der Ulanenoffizier hatte keine andere Wahl als die Hacken zusammenzuschlagen und zu sagen: »Jawohl, Majestät.« Womit die nächste Katastrophe im Hause Habsburg besiegt war. Elisabeth schenkte Otto Windisch-Graetz, den der Kaiser knapp vor der Hochzeit zum Fürsten ernannt hatte, vier Kinder. Nach dreijähriger Ehe sollte es zum Eklat kommen, als

sie ihren Mann, dem sie wegen eines Verdachts nachspioniert hatte, in flagranti in den Armen einer anderen erwischte. Elisabeth hatte eine Pistole eingesteckt, die sie jetzt gegen die Rivalin richtete und abdrückte. Dabei wurde die Geliebte des Fürsten Windisch-Graetz, die Opernsängerin Marie Ziegler, schwer verletzt. Ein Jahr lang konnte die Sensationsstory, daß nun auch die Tochter des Kronprinzen Rudolf auf einen Menschen geschossen hatte, von den k. u. k. Zensurbehörden unterdrückt werden. Erst im Oktober 1906 gab Marie Ziegler einer amerikanischen Zeitung ein Interview, in dem sie vom Eifersuchtsattentat der Enkelin des Kaisers erzählte, worauf österreichische Zeitungen den Artikel zitierten.

Nach 17 Jahren endlich, als ihr kaiserlicher Großvater tot und die Monarchie beendet war, ließ sich Elisabeth scheiden.* Viele Jahre später, nach dem Zweiten Weltkrieg, heiratete sie in zweiter Ehe ihren langjährigen Lebensgefährten Leopold Petznek, einen sozialdemokratischen Lehrer und Politiker. Die »rote Erzherzogin«, wie sie oft genannt wurde, war selbst Mitglied der Sozialistischen Partei und starb 1963 im Alter von achtzig Jahren.

Die Familien Vetsera und Baltazzi gerieten in die gesellschaftliche Verbannung, da ihnen der Hof die Hauptschuld an der Kronprinzen-Tragödie zuspielte. Ein Großteil der einstmais »guten Freunde« der lebenslustigen und in der Wiener Gesellschaft so beliebten Baronin Helene Vetsera kondolierte nicht einmal, und bei einem Spaziergang,

* Die Geschichte dieser Ehe ist durch Elisabeths Schwiegertochter, Ghislaine Windisch-Graetz, in dem Buch »Kaiseradler und rote Nelke« überliefert.

den sie demonstrativ durch die Prater-Hauptallee unternahm, blieb ihr Gruß häufig unerwidert. Sie beschwerte sich daraufhin beim Ministerpräsidenten Taaffe, der sich außerstande erklären mußte, »die Einstellung Ihrer Bekannten zu beeinflussen«. Lediglich als Privatmann, wie er ausdrücklich betonte, gab er ihr den Rat, »zur Vermeidung weiterer Affronts einige Zeit im Ausland zu verbringen«. Und der Kaiser, dem sie ebenfalls schrieb, ließ durch seinen Kabinettsdirektor nur »den wohlmeinenden Rath ertheilen, das Ihnen von der Vorsehung auferlegte schwere Leid mit ruhiger Ergebung zu tragen und Alles zu vermeiden, was einer allmählichen Milderung der Lage hindernd in den Weg treten könnte«. Helene Vetsera verließ Österreich fluchtartig und hielt sich einige Zeit in Venedig versteckt. Sie starb am 1. Februar 1921 im Alter von achtundsiebzig Jahren - sie hatte alle ihre vier Kinder überlebt.

In ihrem Testament beauftragte sie ihre Schwiegertochter Margit Vetsera, sämtliche im Zusammenhang mit Mayerling stehende Schriftstücke zu vernichten, »damit diese nicht in unbefugte Hände gelangen und Mißbrauch damit betrieben werde«. Margit Vetsera entsprach diesem Letzten Willen und verbrannte Marys Abschiedsbriebe, das Originalmanuskript der Denkschrift Helene Vetseras sowie deren Majestätsgesuche an Franz Joseph. Weiters war ein Brief des Fiakers Bratfisch darunter, in dem er Helene Vetsera mitteilte, daß er als letzter mit ihrer Tochter gesprochen habe und sie »mutig in ihr Schicksal gegangen« sei.

Auch Marie Gräfin Larisch, die einstige Lieblingsnichte der Kaiserin, wurde nach Mayerling wie eine Aussätzige behandelt. Man konnte ihr nicht verzeihen, daß sie die Treffen zwischen Mary und Rudolf arrangiert, deren Beziehung gedeckt und gefördert hatte. Bei aller Naivität, die man Mary Vetsera zubilligen mag, wußte sie doch ganz genau, was sie ihrer Freundin mit ihrem spektakulären Tod in Mayerling antun würde. Es fand sich auch ein Abschiedsbrief an die Larisch: »Liebe Marie! Vergib mir all das Leid, das ich über dich gebracht habe. Ich danke dir herzlich für alles, was Du an mir getan hast. Wenn das Leben schwer für dich werden sollte, und ich fürchte, das wird es werden, nach dem, was wir getan haben, so folge uns. Es ist das Beste, was du tun kannst. Deine Mary.«

Völlig verarmt, schrieb die Larisch 1907 in ihren Memoiren »die volle Wahrheit über Mayerling« nieder und ließ dem Kaiser ein druckfrisches Exemplar des Buches zukommen. Franz Joseph kaufte für 1,2 Millionen Kronen (was den fast zweifachen Kosten des Wiener Riesenrades entsprach) die ganze Auflage auf. Nach seinem Tod veröffentlichte die Gräfin das Buch dennoch. Sie starb 1940 in einem Altersheim.

Das ehemalige Jagdschloß des Kronprinzen Rudolf ist heute ein Karmeliterinnenkloster. Franz Joseph überließ es diesem Orden, dessen geistliche Schwestern seit Jahrzehnten schon täglich für den Kaiser, die Kaiserin und ihren Sohn beten. Und für Mary Vetsera, »denn im Jenseits sind alle Seelen gleich«. Zum mindest hier nimmt man zur Kenntnis, daß die kleine Baronesse ein Geschöpf Gottes war, ebenso wie der Sohn des Kaisers.

Mayerling wurde von den Karmeliterinnen vollständig umgebaut, sodaß das Gemäuer des Klosters kaum noch an das des seinerzeitigen Jagdschlosses erinnert. Wo sich das Zimmer des Kronprinzen befand, ist heute eine Kapelle, an der Stelle des Bettes, in dem Rudolf und Mary starben, steht ein Altar.

Kaum ein Jahr ist seit den schrecklichen Geschehnissen von Mayerling vergangen, in dem nicht neue »Sensationen« aufgetaucht wären. Immer wieder meldeten sich »Zeugen«, die die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu kennen glaubten. Abgesehen vom Inhalt der geheimnisvollen Schatulle, die die Familie Habsburg nicht zu veröffentlichen bereit ist, dürfte nur noch ein Dokument existieren, das einer realistischen Rekonstruktion der Tat standhalten könnte. Es ist die Geheimakte des Grafen Taaffe, die sich auch heute noch, nach mehr als hundert Jahren, im Besitz der Angehörigen des damaligen Ministerpräsidenten befinden soll. Ein Familienmitglied konnte kurz nach dem Zusammenbruch der Monarchie in die Papiere Einblick nehmen. Es ist dies die Gräfin Zoe Wassilko-Serecki, und sie gab den Inhalt derselben viele Jahre später, im September 1955, im Österreichischen Staatsarchiv zu Protokoll. Zoe Wassilko war sowohl mit dem Grafen Taaffe (einem der wenigen engen Freunde des Kaisers) verwandt als auch mit dem damaligen Polizeipräsidenten Baron Krauss. Hier ein Auszug ihrer Aussage:

»Es war im Oktober des Jahres 1919. Ich befand mich damals als junges Mädchen auf Schloß Ellischau in Böhmen, dem Besitz des Grafen Taaffe. Heinrich Taaffe, zu mir ein angeheirateter Cousin, der Sohn des Ministerpräsidenten, fragte mich eines Abends ganz spontan, ob ich als Enkelin des

damaligen Polizeipräsidenten Baron Krauss Interesse hätte, die Originalakten zu lesen, die zwischen seinem Vater und meinem Großvater über den Fall Mayerling gewechselt worden waren ... Ich nahm die Akten mit auf mein Zimmer und las sie mit größtem Interesse und tiefstem Mitgefühl in der gleichen Nacht durch, einige davon mehrmals. Die Akten befanden sich alle zusammen in einem länglichen Kuvert. Es war ein Konvolut von zwanzig bis dreißig Berichten auf starken Bogen Ministerpapier. Links oben war ein eingeprägter Stempel mit der Amtsbezeichnung zu sehen, darüber der Vermerk ›Streng reservat‹. Überschrift war: ›Der Ministerpräsident an den Polizeipräsidenten und umgekehrt.‹ Die Anrede war beiderseits ›Eure Exzellenz‹.«

Der amtliche Briefwechsel enthält die Berichte der Hofkommission, die den Tatbestand in den Stunden und Tagen nach der Katastrophe aufnahm. Nach ihren Angaben »war der Kronprinz schrecklich zugerichtet, das Gehirn herausgespritzt und klebte teilweise an den Wänden. In oder neben seiner Hand hatte man den Revolver gefunden. Bei der Baronesse war die Halsschlagader von der Seite getroffen worden. Ein gestockter Blutstrom reichte von ihrem offenen Mund bis zu den Füßen.«

Die Gräfin konnte den Obduktionsbefunden entnehmen, »daß dort gestanden war, Erzherzog Rudolf hatte sich in den Mund geschossen, womit die Schädelzertrümmerung erklärt werden sollte. Marys Leiche wurde in Mayerling obduziert. Man hat sie in ein finsternes, verstaubtes Abstellkammerl in einen Wäschekorb und dann nackt auf einen Tisch gelegt, um sie danach mit ihren Kleidern und ihrem Pelzmantel völlig zugedeckt einfach so liegen zu lassen.«

Das, gab Zoe Wassliko-Serecki zu Protokoll, hätten die Geheimakten enthalten, »aus denen ich einige Notizen machte. Jedenfalls fand sich darin nirgends auch nur der leiseste Verdacht eines Mordes am Kronprinzen und es ist auch nicht anzunehmen, daß die beiden höchsten Beamten, die diesen folgenschweren Todesfall zu bearbeiten hatten, einander etwas verheimlichen wollten. Das Ergebnis war: der Kronprinz hatte mit Wissen des Mädchens dieses und sich selbst getötet.«

Der Grund, warum keiner der Zeugen und mit der Klärung des Sachverhalts betrauten Politiker und Beamten je über die Hintergründe von Mayerling sprachen, war ein feierlicher Eid, den jeder einzelne dem Kaiser geleistet hatte. Auch ihr Großvater, der Polizeipräsident Krauss, erklärte die Gräfin Wassliko-Serecki, hatte »mit seiner Familie niemals über den Tod des Kronprinzen gesprochen und es durften ihm darüber keine Fragen gestellt werden«. Ein Teil der »Krauss-Akte« wurde nach dem Zweiten Weltkrieg durch einen Zufall in Berlin - wohin die Nazis ihn gebracht hatten - aufgefunden, die »Taaffe-Akte« blieb bis zum heutigen Tag verschollen.

Auch der Leibficker Bratfisch schwieg bis ans Ende seiner Tage. Er überlebte seinen Herrn um nicht ganz vier Jahre, starb im Dezember 1892 im Alter von nur fünfundvierzig Jahren. Sein diskretes Verhalten wurde vielfach als besondere Noblesse anerkannt. Immerhin hatte man dem Mann, der über alle Affären des Kronprinzen Bescheid wußte und der den letzten Abend mit Mary und Rudolf verbrachte, fünf Millionen Kronen für die Veröffentlichung seiner Memoiren geboten. Doch er sagte nur: »Ich bin verschwiegen wie ein Grab, das ist

alles, was ich zu sagen habe.« Freilich soll ihm der Kaiser die noble Zurückhaltung mit einer monatlichen Leibrente versüßt haben.

Nach Klärung des Grabraubs von Heiligenkreuz im Dezember 1992 wurden die Gebeine der Geliebten des Kronprinzen Rudolf sichergestellt und in einen Panzerschrank des Gerichtsmedizinischen Instituts in Wien gesperrt. Sobald die eingehenden Untersuchungen abgeschlossen sind, werden Mary Vetseras sterbliche Überreste neuerlich in ihrer Gruft beigesetzt. Um dann endlich zur Ruhe zu kommen. Diesmal hoffentlich wirklich zur ewigen.

ANHANG

Kronprinz Rudolf als Textdichter

ERSTVERÖFFENTLICHUNG SEINER WIENERLIED-TEXTE

VERSCHIEDENE BEGRIFFE

*Das die Geschäften schlecht gehen, sagt zu einer Gewissen,
Der Herr von Gehstoni, na, der wird's halt nicht wissen.
Die Sali, die Kecke, die sagt der dumme Kerl,
Der war halt noch niemals beim Sperl.
Oder am Kohlmarkt oder am Graben
Sonst müßt der an anderen Begriff davon haben.*

*Was Liebe ist, will die Nichte genau wissen
Das fahrt in Herrn Onkel in's Gwissen.
Und weil er herin nicht thun kann so wie er will,
So fahrt er's hinaus in die hintere Brühl.
Dort will ihr der Alte die Lieb expliciren
Na, die kann an sauberen Begriff davon krieg'n.*

*Es wart auf sei Liebste ein Liebster langmächtig.
Bei 30 Grad Kälten, es friert ihn schon prächtig.
Und macht dann die Liebste ein bitteres Gfries,
Weil halt der Liebste heut so ein Eiszapfen is'
Ja bleib du stehn bei derar Kälten zwei Stund auf der Stiegen
Da wirst schon an andern Begriff davon kriegen.*

EIN EIGENER ZAUBER

*Es liegt eine Gattin verzweifelt im Bett
Der Mann, der hat's g'heirat, aber mögen thut er's net,
Die Gschäften, die machen den Kopf ihm so schwer
Drum riecht sie ein feines Souper immer her,
Trink, lieber Mann, stoß mit mir an,
Denn in ein so ein Glas Malaga Wein
Muß oft ein eigener Zauber sein.*

*An Alte voll Wimmerln mit der Nasen über's Eck
Hat a tamische Erbschaft g'macht, die Schachtel wird keck,
Sie hängt sich in einen Mann mit 25 Jahr
Und da wandeln die zwei am Galizinberg gar.
Ob denn dem jungen Herrn nicht übel wird werd'n!
Denn a so a alte Kraxen im Mondschein
Das muss ein eigener Zauber sein.
Das muss ein eigener Zauber sein.*

Ein eigener Zauber.

Es liegt eine Gattin verzweifelt im Bett
der Mann der hält g'keitet, aber mögenthat er's net,
die Täschchen die machen den Kopf ihm so schwer,
dann rißt sie ein feines Tropen ^{1.} immer her,
Träumt lieber Meine, stopp mit mir aus,
dann ist ein so ein Glas Malzge Wein
Nun rast ein eigener Zauber seien.

2.
Die alte soll Wimmernde mit den Augen
Habt a Träumde Ehrlichkeit ^{nichts lebt}
Habt a Träumde Ehrlichkeit g'macht, die
Schädel sind Reck,
Sie hängt sich ~~an~~ ^{25 Jahr} in einer Mauer nicht
Und da wandeln die Frei ^{gen.} am Geliebten Berg,
Ob dann den jungen Herren nicht ^{gen.}
Sind sie nicht
Dann a so a alte Kronen im Mondenschein
Das muss ein eigener Zauber seien.
Das muss ein eigener Zauber seien.

Z

»Es liegt eine Gattin verzweifelt im Bett ...«:
Wienerliedtext des Kronprinzen, Originalhandschrift.

NA VERSTEHT SI!

Couplet

*Bei an Fenster lahnt a Mädel, auf der Gassen steht ein Herr,
Und da winkt sie mit an Tüchel ihn, also hergehst in ihr her,
Weil er gar nichts thut dergleichen, mach ich aufmerksam den Mann
Doch der wird unbändi granti, und schreit mi ganz zornig an
Wegen der schwülen Luft nur geht sie, nur geht sie
Na versteht sie, na versteht sie, na versteht sie, wie's schon is.
Na versteht sie, na versteht sie, na versteht sie, na ganz g'wiß.*

*Eine Nähmamsell a schöne, die ich kenn schon lange Zeit
Arbeit gar nichts, aber tragt sich, wie die aller feinsten Leut
Hat Braceletten, gold'ne Ringe, Ohrg'häng, Brosch und was Gott was
Neuli frag ich ihr Frau Muata, sagen's woher hat die denn das
Sie sagt: Hemedha nur näht, - nur näht sie
Na versteht sie - etc. wie oben.*

*Eine andre will nix wissen, redt mit keinem Mann a Wort
Will so mancher sie zum Weibe, schickt sie alle zornig fort
Und will lieber ledig bleiben, heirath nur an reichen Mann
Wo sie's so recht nobel geben, eine Dame spielen kann
Einen Grafen halt gern hätt sie, gerne hätt sie,
na versteht sie - etc. etc.*

*A Familie gibt sehr nobel, möcht gern g'hören zur feinen Welt Und hab'n oft
daham nix z'essen, ewigs große Gfrett mit'n Geld Neuli geh i ins Versatzamt
und siech ran a Dienerin
Mit an ungeheuren Binkel mitten unter d' andern drin
Aus Zerstreuung nur drin steht sie, drin steht sie
Naja versteht sie - etc. etc.*

*Eine Mutter sagt mein Töchterl, hörns mit der hab i a Freud
Die geht so viel gern in d' Kirchen, that nur beten d' ganze Zeit Gibt sich gar
nicht ab mit d' Männer
Denn die san ihr viel zu keck
Kommt ihr aner nur in d' Nähe, schreit sie glei, fahrens ab, gehns weg
In der Kirchen kniat und beth sie, und beth sie,
Naja versteht si, ganz g'wiß beth sie,
na versteht si – etc. etc.*

EINST UND JETZT

*Die Jungfrau mit goldigen Locken
Die Jungfrau mit goldigem Haar
Ein Schneider, der wollt sie verlocken
Sie führen zum Sperl sogar
Doch die Jungfrau mit goldigen Locken
Mit dem Herzen von Eisen und Stein
Die sagt gleich zum Schneider
Mondscheinsatz gehst weiter
Sonst laß i der die fünf Bahner spüren
Hau dich auf die Schneiderpapen
Daß die die Hobelscharten
Bis nach Mexiko fliegen.*

*Einst seufzte die Jungfrau hereuten
Wenn's in Jüngling von weiten that seh'n
Und der Jüngling seufzte dreuten
Da konnte doch sicher nichts gscheh'n
So seufzten sie Wochen und Jahre
Sie liebten sich bloß auf Distanz
A so a Gfrett giebts nimmer
Unsere Weana Kinder, Herrn und Damen schicken
aufs Land hinaus
Voll Grasfleck, Gelsentipeln
Kommen dann die Sippeln
Ganz z'sammgearbeitet zu Haus.*

*Einst haben die Maiden die frommen
In ihrem schneeweissen zünftigen Kleid
Das Linnen am Spinnrad gesponnen
Das war noch für die Ritter a Zeit
Da hat's noch keine Maskenball 'geben
Da war noch ka Schmuck und ka Trigot
Beim Sperl zum umafetzen
Thuts a Bamwollfetzen, drum haben die MädelIn jetzt ka Hemd an
Und dann erst zum Spinnen
Kann's kein Mensch mehr zwingen
Höchstens die Polizeidirection.*

WIENER GFRETTG'SCHICHTEN

Couplet

*A Schulbua, ganz a klaner,
Mit ana
Spatzenbauer auf der Gassen want ganz bitterlich,
Sagt s' is zum Teufel hol'n
Mir haben s' mei Mädel g'stohl'n
Sie is mir untereu word'n
O fürchterlich,
Jetzt geht der Franz mit ihr
Und i, i hab' wegen ihr
Vom Lehr' Beutler kriegt
Vom Vater Schlag
Und jetzten auf der Schleifen
Z'bricht ma gar mei Pfeifen
Und mei Zigarispitz
Is des a Pech ...*

*Wie so mancher Einer,
Geht ein Herr, ein feiner
Bimmelbamelbum in d' Stadt hinein
Mit'n Spezialzigarl
Sieht er no a Madl
Wigelwagelt er glei' hinter drein.
Wie'r a Grenadiera
Kummt glei an'r füra
Schreit, g'selchter Mehlwurmbua,
Hörst, jetzt fahr a.
Aber liebes Fräulein bitt' Sie,
Bumms da liegt der Strizzi
Mit'n Spezialzigarl am Pflaster da!*

*Ein Herrn is z'Haus schon zwieder,
Wandelt treu und bieder
Weil grad Frühjahr ist nach Grinzing naus.
Das Lüfterl denkt er sie,
A feine Landpartie
Die wird mir gut thun, geh 8 tag net z'Haus.
Hat auf a Bäuerin g'schaut,
Die Bauern habn 'n g'haut,
N' Tintsch antrieb'n und in a Lacken g'setzt.
Bei der Stallthür aussi g'flog'n
Hab'n ihm sein'n Frack auszog'n
Kummt ganz zermudelt an,
Der Biedermann.*

*Von süssem bangem Sehnen,
Unter Wehmuthsthränen
Seufzt ein Jüngling, drunt mit der Guitar.
Turteltaubengirren,
Amorflügelschwirren,
Dudelt, strudelt wi'r ein reiner Narr.
Er bimmelt, schwingelt, singelt,
Bis das Fenster klingelt
Kommt a Hand hervur
Mit 'ran Lawur.
Da wird ihm's Herz so schwer, 's Lavur is a schon leer,
Der Jüngling geht dahin
Und singt nicht mehr.*

*Es lobt ein Mann die Seine,
Sagt so wie die Meine,
Gibt's ka zweite mehr auf derer Welt.
Sie ist ein wahres Wunder,
Alles andere Plunder,
Gebet's schon net her um's theure Geld.
Da kummt sei Freund und sagt,
Wo hast denn dö z'sampackt
Das wahre Gimpelweibel, siechts und lacht.
Die is mit die tapfern Hess,
Im letzten Feldzug g'west,
Als Markadanterin, wünsch guate Nacht.*

*Bei der Gigaritschen, bei der Gagaratschen
Bei der goldan Latern
Mit der blitsowi Resi
Tanzt die Lusi d' Böse
Daß ma narrisch mächt' werd'n,
Thun an Cancan probir'n,
Die feschen Schritt riskir'n
So tanzens schiaberisch himmelhoch,
Die Zwoa,
Aber die Trikot san z'rissen,
Da haben's es aussi g'schmissen
D' Frala Lusi und di Resi a!*

Quellenverzeichnis

HEINRICH BALTAZZI-SCHARSCHMID / HERMANN SWISTUN,
Die Familien Baltazzi-Vetsera im kaiserlichen Wien,
Wien-Köln-Graz 1980.

ALEXANDER A. BANKIER,
Ein *Feind des Systems, Kronprinz Rudolf und die Freimaurerei*, in: *Rudolf, Ein Leben im Schatten von Mayerling*,
Wien 1990.

HANS BANKL,
Woran sie wirklich starben, Krankheiten und Tod historischer Persönlichkeiten,
Wien-München-Bern 1989.

VIKTOR BIBL,
Thronfolger,
München 1929.

VIKTOR BIBL,
Kronprinz Rudolf,
Leipzig 1939.

PETER BROUCEK,
Kronprinz Rudolf und die Armee, in: *Rudolf, ein Leben im Schatten von Mayerling*,
Wien 1990.

EGON CAESAR CONTE CORTI,
Elisabeth, Die seltsame Frau,
Salzburg 1934.

- ERICH FEIGL,**
Kaiserin Zita, Von Österreich nach Österreich,
Wien-München 1982.
- HANS FLESCH-BRUNNINGEN (HRSG.),**
Die letzten Habsburger in Augenzeugenberichten,
Berlin-Darmstadt-Wien 1967.
- EMIL FRANZEL,**
Kronprinzen-Mythos und Mayerling-Legenden,
Wien-München 1963.
- NORA FÜRSTIN FUGGER,**
Im Glanz der Kaiserzeit,
Wien 1932.
- SIGRID-MARIA GRÖSSING,**
Amor im Hause Habsburg,
Wien 1990.
- CLEMENS M. GRUBER,**
Die Schicksalstage von Mayerling, Nach Dokumenten und Aussagen,
Judenburg 1989.
- BRIGITTE HAMANN,**
Rudolf, Kronprinz und Rebell,
Wien-München 1978.
- BRIGITTE HAMANN (HRSG.),**
Rudolf, Majestät, ich warne Sie ..., Geheime und private Schriften,
Wien-München 1979.
- GERD HOLLER,**
Mayerling, Neue Dokumente zur Tragödie, 100 Jahre danach,
Wien-München 1988.
- WALTER HUMMELBERGER,**
Maria Caspar und Joseph Brattfisch,
in: *Jahrbuch des Vereins für Geschichte der Stadt Wien,*
Wien 1963/64.

FRITZ JUDTMANN,
Mayerling ohne Mythos,
Wien 1968.

ALEXANDER LERNET-HOLENIA,
Mayerling,
Wien 1960.

CLEMENS LOEHR,
Mayerling,
Wien 1968.

GEORG MARKUS,
Der Kaiser. Franz Joseph I. in Bildern und Dokumenten,
Wien-München 1985.

GEORG MARKUS,
Geschichten der Geschichte,
Wien-München 1991.

GEORG MARKUS,
G'schichten aus Österreich, Zwischen gestern und heute,
Wien-München 1987.

GEORG MARKUS,
Katharina Schratt, Die heimliche Frau des Kaisers,
Wien-München 1982.

SYLVIA MATTL-WURM,
Es hat noch keine Frau gegeben, die mir widerstanden hätte, Der Kronprinz und die Frauen,
in: *Rudolf, Ein Leben im Schatten von Mayerling*,
Wien 1990.

DAS MAYERLING-ORIGINAL,
Offizieller Akt des k. k. Polizeipräsidiums,
München-Stuttgart-Wien-Zürich 1955.

OSKAR FREIHERR VON MITIS,
Das Leben des Kronprinzen Rudolf,
Wien 1928.

CATHERINE PRINZESSIN RADZIWILL,

Meine Erinnerungen,

Leipzig 1905.

JOHN T. SALVENDY,

Rudolf, Psychogramm eines Kronprinzen,

Wien-München 1987.

BRIGITTE SOKOP,

Jene Gräfin Larisch,

Wien-Köln-Graz 1985.

STEPHANIE PRINZESSIN VON BELGIEN,

Ich sollte Kaiserin werden,

Leipzig 1935.

HERMANN SWISTUN,

Mary Vetsera, Gefährtin für den Tod,

Wien-Köln-Graz 1983.

GERHARD TÖTSCHINGER,

Auf den Spuren der Habsburger,

Wien-München 1992.

HERBERT TOMICZEK,

Kronprinz Rudolf als Jäger,

in: *Rudolf, Ein Leben im Schatten von Mayerling,*

Wien 1990.

MARIA WALCHER,

Das Wienerlied zur Zeit des Thronfolgers,

in: *Rudolf, Ein Leben im Schatten von Mayerling,*

Wien 1990.

SUSANNE WALTHER,

Aus den späteren Lebensjahren des Thronfolgers,

in: *Rudolf, Ein Leben im Schatten von Mayerling,*

Wien 1990.

FRIEDRICH WEISSENSTEINER (HRSG.),

Lieber Rudolf, Briefe von Kaiser Franz Joseph und Elisabeth an ihren Sohn,

Wien 1991.

FRIEDRICH WEISSENSTEINER,

Reformer, Republikaner und Rebellen, Das andere Haus Habsburg-Lothringen, Wien 1987.

GHISLAINE WINDISCH-GRAETZ,

Kaiseradler und rote Nelke, Das Leben der Tochter des Kronprinzen Rudolf,

Wien-München 1988